

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgepaarte Seite, außerhalb 0,15 Zloty. Anzeigen unter Text 0,60 Zloty, von außerhalb 0,80 Zloty. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

❖ Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens ❖

Abonnement: Vierteljährig vom 16. bis 31. 3. cr. 1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestrasse 29, durch die Filiale Königschütt, Kronprinzstrasse 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestrasse 29 (ul. Kosciuszki 29). Polnischkonto W. R. D., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprechanlagen: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097, für die Redaktion: Nr. 2004

Neue Kampfansage an die Opposition

Die „Osterbotschaft“ des Regierungsblocks — Pilsudskis Machsidee muß siegen — Verfassungsänderung gegen den Sejm

Politische Ostern

Tausende schöner Worte werden erklingen, um der gläubigen Menschheit die Heilbotschaft zu überbringen, daß Christus auferstanden, Erlösung aus Not und Elend naht. Freilich Erlösung nicht in dieser Welt, sondern Trost für ein besseres Jenseits, welches aus dem Machtbereich der menschlichen Wirksamkeit ausgeschaltet ist. So wird die Osterbotschaft der Christenheit ein leerer Schall, weil Politik und Wirtschaft den Gegenwartsmenschen beherrschen, ihm Aufgaben zuweisen, nicht ins Gebiet der Versprechungen lodend, sondern im Tageskampf Erfüllung fordernd. Darin unterscheidet sich die religiöse Osterfeier vom politischen Wirken, und darum haben wir auch nicht mit dieser Osterbotschaft zu tun, sondern registrieren sie als einen alten Brauch, unsere Betrachtung politischer Natur daran knüpfend, ob die Realitäten unseres Daseins eine bessere Zukunft verheißen, als sie uns hoffnungsvoll seit Jahrhunderten durch die Träger der heutigen Machsverhältnisse in Aussicht gestellt worden sind. Und wo wir in das politische Getriebe, sei es im Lande selbst oder außerhalb unserer Grenzen, hineinblicken, sehen wir ein ständiges Ringen zwischen Kapital und Arbeit, zwischen den Vertretern alter Traditionen und der aufstrebenden Arbeiterklasse. Diejenigen, denen der Lauf der Geschichte viel zu langsam geht, werden dieses Ringen ablehnen, weil sie nicht schon heute die ganze Macht an sich reißen können. Wir aber, die uns nicht nur Sozialisten, sondern auch Demokraten nennen, wir wissen, daß uns noch ernsthafte Kämpfe bevorstehen, in denen es auch in der Aufwärtsentwicklung Niederlagen geben wird, bevor die Arbeiterklasse Europas die politische Führung übernommen hat.

Es ist weniger erfreulich, die Entwicklung der Dinge gerade an diesem Osterfeste zu betrachten. Die Welt ist trotz aller Friedensversicherungen nicht friedliebender geworden, und die Rüstungen schreiten unaufhaltsam vorwärts, jeder rüstet mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß er, von Feinden umgeben, sich der eigenen Haut wehren muß. Der Völkerebund, ausdrücklich dazu berufen, der Abrüstung die Wege zu bereiten, hat gerade in dieser wichtigsten aller Fragen versagt, er ist zu einem Machtinstrument der Imperialisten aller Schattierungen geworden, weil in ihm eben Kräfte wirken, die nichts vom Frieden, sondern von ständigen Eroberungen reden, gleichviel, auf welche Art sie sie durchzuführen gedenken. In Paris droht die Reparationskonferenz zu scheitern, weil man sich nicht darüber einigen kann, welche Lasten man Deutschland auferlegen soll, und dabei steht es fest, daß eine Ueberspannung dieser Forderungen in erster Linie die Arbeiterklasse trifft, und kommt diese im Reich nicht vorwärts, so liegt auch die gesamte Arbeiterklasse des europäischen Kontinents am Boden, weil die deutsche Konkurrenz den Weltmarkt übersättigt und so sich zum Schaden der anderen Industrieländer auswirkt. Die Forderung der Sozialisten war nicht so genannt, daß die Siegerstaaten auf die Früchte ihres Sieges verzichten sollen, aber sie geht dahin, erträgliche Bedingungen zu schaffen, um Feind und Sieger die Lebensmöglichkeiten zu gewähren. Dagegen wehren sich die Chauvinisten Frankreichs und rufen nach der Beute, die ihnen unheilvolle Friedensstifter in Aussicht gestellt haben. Es ist nicht zu erwarten, daß die Lösung weltpolitischer Probleme unter den Bürgerregierungen irgendwo einen Fortschritt macht.

Wir sehen in Paris ein ständiges Ringen des Bürgerblocks, dessen Träger Poincaré bis zur Väterlichkeit Vertrauensfragen stellt, um seine parlamentarische Regierung zu halten und es ist nur noch eine Frage von Monaten, wann er gestürzt wird. In England erlebt das Kabinett Baldwin Niederlage auf Niederlage bei den Nachwahlen, die breiten Massen Englands rufen nach einer Arbeiterregierung. In Frankreich wie in England zeigen sich deutliche Strömungen, die nach einer entschiedeneren Politik zur Befriedigung Europas suchen und in Dänemark waren wir Zeuge, daß der Bürgerblock abdanken mußte, nachdem er sich den ihm gestellten Aufgaben als unfähig erwies. Freilich sind dies nur bescheidene Anzeichen kommenden, aber stetiger Kämpfe für die Arbeiterklasse. Man soll sich auch keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben, als wenn mit den politischen Erfolgen schon eine grundsätzliche Veränderung der Welt- und Wirtschaftspolitik eintreten würde. Und die Osterbotschaft wird auch verschiedene andere Länder freisetzen, in welchen die Reaktion frohlockt, weil das demokratisch-parlamentarische System versagt hat, wo man nach Mussolinischen Methoden lehrt. Diese Tatsache ist nicht zu verkennen, aber sie wird an der Macht der Arbeiterklasse brechen.

Warschau. Wie die halbamtliche „Epoka“ mitteilt, hat der demokratische Flügel des Regierungsblocks eine Entschließung angenommen, in der es u. a. heißt, daß der gegenwärtige Sejm und besonders die linke Opposition in ein Verständnis für die Notwendigkeiten einer Verfassungsänderung zum Zwecke der Stärkung der Regierungsgewalt zeige, sondern die Verfassungsfrage zu einem Streitobjekt zwischen den Parteien machen wolle. Der Konflikt verhindere die Festigung des Staatskörpers. Aus diesem Grunde mühten alle der demokratischen Gruppe des Regierungsblocks angehörenden Abgeordneten und Senatoren ihre ganze Kraft dafür einsetzen, daß der staatschöpferischen Ideologie des Marschalls Pilsudski zum endgültigen Siege verholfen werde.

Das könne nur auf dem Wege der Stärkung der Regierungsgewalt durch Annahme der von der Parteileitung ausgearbeiteten neuen Verfassung sowie durch Einschränkung der Willkür und Privilegien der Abgeordneten erreicht werden. Obgleich die oppositionelle Presse geltend macht, daß diese Entschließung noch keineswegs eine Annäherung des demokratischen Flügels an die auf einen Staatsstreich gerichtete Linie der Oberstengruppe bedeute, müsse doch festgestellt werden, daß sich auch die Demokraten jetzt ganz offen für die neue Verfassung, für eine Stärkung der Regierungsgewalt und für die Einschränkung der parlamentarischen Rechte ausgesprochen hätten.



Die Träger des Beethoven-Preises 1929

Die Preussische Akademie der Künste hat den staatlichen Beethoven-Preis für 1929 zu gleichen Teilen mit je 5000.— Mark den Komponisten Professor Paul Juon-Berlin (links) und Professor Joseph Haas-München (rechts) zugesprochen.

Rückkehr zum Dawesplan?

Drohungen der französischen Presse — Freude über den Abbruch der Sachverständigenkonferenz

Paris. Die französische Presse vom Freitagabend lehnte ihre Beeinflussungsversuche gegenüber den deutschen Sachverständigen fort, wobei sie sich bemüht, die Lage Deutschlands bei einem Scheitern der Verhandlungen so schwarz wie möglich zu schildern. Man hätte an jeder Möglichkeit einer Einigung zweifeln können, meint der „Temps“, falls man sich nicht vor Augen gehalten hätte, wie schwierig sich die Lage Deutschlands bei einem Mißerfolg der Verhandlungen gestaltet hätte. Demgegenüber muß gesagt werden, daß sich die Lage Deutschlands bei einem Abbruch der Verhandlungen sicher ernst gestalten würde, jedoch hat der „Temps“ nicht berücksichtigt, daß Deutschland einer Katastrophe entgehen würde, falls es Verpflichtungen für zwei Menschenalter übernehmen wollte, die es nicht erfüllen könnte. Auch die Beibehaltung des Dawesplanes, die heute nicht nur vom „Temps“, sondern von fast allen französischen Blättern empfohlen wird, ist für Frankreich sehr viel bedenklicher, als für Deutschland. Die Transferklausel muß über kurz oder lang die Weiterzahlung der Kriegsschuldungen verhindern und die deutsche Wirtschaft vor dem Zusammenbruch schützen, während die Franzosen, falls die Zahlungen aus dem Dawesplan eingestellt werden, ihre Schulden an die Alliierten aus eigenen Mitteln begleichen müßten. Die ständigen Behauptungen der Fran-

zosen, daß Deutschland allein alles zu verlieren habe, falls die Konferenz scheitert, können die deutschen Sachverständigen also wenig schrecken. So gibt „Journal de Debats“ denn auch bereits zu, daß Frankreich einen etwaigen Abbruch der Verhandlungen ohne Freude, aber auch, wie das Blatt hinzufügt, ohne Zorn hinnehmen werde. Allerdings tröstet es sich ebenfalls damit, daß die bestehenden Regelungen weiter bestehen bleiben würden und Frankreich die Besetzung des Rheinlandes bis 1935 fortsetzen könne.

Weitere Erfolge Calles

Escalon von mexikanischen Regierungstruppen eingenommen. Neuquay. Die mexikanischen Regierungstruppen nahmen die Stadt Escalon ein, die bisher das Hauptquartier der Aufständischen war. Die Aufständischen ziehen sich weiter in die Provinz Chihuahua zurück und werden von den Regierungstruppen verfolgt. Regierungsflugzeuge stellten fest, daß auch Jimenez von den Aufständischen geräumt ist.

Leider ist die Arbeiterklasse Europas nicht in allen Staaten von einem solch gewichtigen Einfluß, wie in England, Frankreich und Deutschland, in den meisten Ländern ist sie vollkommen der Konterrevolution ausgeliefert und das Bürgertum erhält die Macht, um sie reiflos gegen die breiten Massen anzunehmen. Zu der kapitalistischen Unterdrückung gesellt sich noch die nationale in einigen Ländern, und obgleich immer wieder auf die Gefahr hingewiesen wird, die aus dieser Vernichtungspolitik gegen die nationalen Minderheiten entstehen muß, waren wir bei der letzten Völkerversammlung Zeuge, daß man das Eigenleben der kulturell hochstehenden Minderheiten einer Assimilationspolitik opfern will, obgleich man ihnen in den Friedensverträgen in jeder Beziehung die Gleichberechtigung zugesichert hat. Keine Osterbotschaft vermag an dieser Politik etwas zu ändern, denn gerade die Staaten, die sich mit ihrem Katholizismus am christlichen Gebirge gebärden, sind Träger dieser Vernichtungspolitik gegen einen Stamm von Menschen, der oft stärker ist, als neugeborene Staaten, die ihr Dasein den sogenannten Friedensverträgen verdanken. Hier zeigt es sich deutlich, daß das Christentum der schönen Worte weit entfernt ist von der Erlösung und Auferstehung, die man bei jeder Gelegenheit so laut im Munde führt.

Auch bei uns in Polen hat man eine große Osterbotschaft verkündet, man will die Regierung umgestalten, doch ist es nicht bekannt, ob in der Richtung zur strikten Durchführung der bestehenden Verfassung oder zur völligen Beseitigung derselben. Gewiß keine erfreuliche Botschaft, wenn wir die letzte Tätigkeit unseres Parlaments betrachten. Und auch bei uns hat sich die Kirche als ein getreuer Wächter der Reaktion erwiesen, hat freudig in die Lobeshymnen eingestimmt, die den neuen Machthabern darzubringen waren. Wenn nur ihr Scherflein in Sicherheit gebracht war, da haben sie sich auch mit den „Gottlosen“ abgefunden, die das politische Ruder ergriffen. So sehen wir Ostern 1929 als eine Kette neuer Kämpfe um Fortschritt und Freiheit, die so schön in der Verfassung samt der Gleichberechtigung verankert sind. Aber Jahrhunderte sind vergangen, der Geist der Freiheit hat gesiegt, und auch zeitweilige Rückschläge müssen mit Geduld ertragen werden. Mögen von den Kanzeln schöne Worte fallen, möge man von Auferstehung künden, es ist nicht unsere Welt, die da den Spiegel einer doch vergehenden Menschheitsepöche darstellt. Wir Sozialisten gedenken dieser Osterbotschaft als eines Mahnrufs, mit allen Kräften für die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse zu kämpfen, die allein uns Befreiung und Auferstehung bringen kann. —II.



10 Jahre an der Spitze Sowjet-Rußlands
ist Michael Iwanowitsch Kollin, der Vorsitzende des Bundeshauptvollzugsausschusses der Sowjet-Union, der am 30. März sein 10jähriges Amtsjubiläum feiern kann.

Zahlen aus Italien

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Paris, Ende März 1929.

Mussolinis sogenannte „Volksabstimmung“ soll wieder Geld nach Italien bringen, um die 200 000 Parasiten, die das Land zu Grunde gerichtet haben, weiter zu ernähren. Zahlen der italienischen Wirtschaft sind zur Beurteilung von Italiens augenblicklichem Zustand wichtiger als die unter Revolverdiktatur stattfindende Abstimmungskomödie des Papst-Verbündeten Mussolini, der noch am 11. Mai 1919 im „Popolo d'Italia“ schrieb: „Wir verlangen die Trennung von Kirche und Staat“, die Abschaffung jedes kirchlichen Privileg und die Beschlagnahme aller Kirchengüter. Der Staat darf die Kirche nur als eine Privatgesellschaft betrachten, die dem allgemeinen Gesetz untersteht.“

Im Jahre 1928 betrug die Importationen nach Italien 22 040 Millionen Lire, die Exportationen dagegen 14 527 Millionen. Das macht ein Defizit der italienischen Handelsbilanz von 7513 Lire. Alle Faktoren zum Ausgleich des Defizits sind in Fortfall gekommen: Der Fremdenverkehr ging um 2 Millionen Personen im vergangenen Jahr zurück, und etwa 400 000 Schiffstonnen waren Mitte vorigen Jahres beschäftigungslos, eine vorher nie bei einem Generalstreik erreichte Zahl, und schließlich haben die Rimeffen ungeheuer abgenommen. Mit „Rimeffen“ bezeichnet man die Geldsendungen italienischer Auswanderer an ihre in Italien zurückgebliebenen Angehörigen oder Freunde.

In den ersten Monaten des vergangenen Jahres im Vergleich zu den ersten Monaten des Jahres 1927 ist die Einfuhr von Lebensmitteln des täglichen Bedarfs, die meist in den italienischen Proletarierfamilien konsumiert werden, von 871 auf 1059 Millionen gestiegen (Butter, Döfeln, Eier, Ose, Zucker, Kartoffeln, Reis, Thunfisch, Sardinen in Büchsen). Die Einfuhr von frischen Früchten, Pilzen und Pflanzen stieg von 12 auf 22 Millionen. Ferner stieg die Importation von Flaschenbier, Zigaretten und Schaumweinen um 5 Millionen, von Automobilen von 36 auf 69 Millionen und von Seide, Wolle und Baumwolle von 218 auf 300 Millionen. Die Einfuhr von Platin, Grammophonen, Radioapparaten, Filmen und photographischen Artikeln stieg um 38 Millionen innerhalb eines Jahres. Pelze wurden für 91 Millionen im Jahre 1927 und für 129 in den entsprechenden Monaten des Jahres 1928 importiert, Uhren 31, dann 40, Juwelen 186, dann 287. Die italienische Bourgeoisie pfeift also auf patriotische Erwägungen. Sie macht ihre Einkäufe lieber im Ausland als daß sie das Mussolini-Italien bereichert. Diese Zahlen bekommen erst ihre richtige Bedeutung wenn man bedenkt, daß diese Auslandsverkäufe der italienischen Bürger in einem Moment allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs zugenommen haben.

Die kranke italienische Wirtschaft kann kaum noch exportieren. Die Ausfuhr von Olivenöl ging von 90 auf 14 Millionen von einem Jahr zum andern zurück, von Hanf von 340 auf 220 Millionen, von Automobilen von 477 auf 371 (während, wie wir oben gesehen haben, die Automobil-Einfuhr um 33 Millionen zunahm).

Von Tag zu Tag fällt Italien wirtschaftlich. Im Verhältnis zu seinem Reichtum ist Italien heute in Europa das Land, das seinen Arbeitern die niedrigsten Löhne zahlt, und das die meisten Geschäftsbankrotte aufzuweisen hat. Im Jahre 1920, also vor Mussolini, gab es 663 Bankrotte in Italien, im Jahre 1928 waren es bereits 13 000. Innerhalb von 8 Jahren hat Italien 43 674 Bankrotte zu verzeichnen!

Die Antifaschisten-Zeitung „La Libertà“ („Die Freiheit“), die in Paris erscheint, schreibt in ihrer Nummer vom 25. März zu diesen Zahlen: „Eine Herabsetzung der Preise und eine Erhöhung der Löhne gingen nur dann durchzuführen, wenn die italienische Lire einer natürlichen Stabilisierung unterworfen würde statt ihrer augenblicklichen künstlichen Kurshaltung. Das muß aber die heutige italienische Regierung auf alle Weise verhindern; denn dies wäre das Ende der faschistischen Wirtschaft“, und der ebenfalls in Paris erscheinende „Becco Gallo“ („Der Geldschnabel“) veröffentlicht neben einem Bericht über die italienische Staatskasse: „Die Kasse ist leer. Vom 31. Oktober 1928 bis zum 31. Januar 1929 ist der Fonds bei der Banca d'Italia von 1514 auf 1097 Millionen zurückgegangen, während die Staatsschuld in der gleichen Periode von 86 547 auf 87 073 Millionen anwuchs. Es ist für niemanden ein Geheimnis, daß, um die letzte fällige öffentliche Schuld zu bezahlen, im letzten Moment 376 Millionen Depositengelder von den Postanstalten abgeholt werden mußten, so daß man also eine Schuld mit einer andern beglich.“

Vor diesen Zahlen, gegen die er mit keinem Revolver vorgehen kann, zittert Mussolini. Denn sie bedeuten eine wahre Volksabstimmung.

Der Bürgerkrieg in China

Eine Vergeltungsmahnahme Kantons gegen die Nanjing-Regierung.

Peking. In Kanton ist der Vertreter des Außenkommissariats der Nanjing-Regierung, Dr. Wang, verhaftet und zum Tode verurteilt worden, als Vergeltungsmahnahme gegen die Ermordung des Generals Lischajun in Nanjing. Das Urteil ist heute vollstreckt worden.

Trauerfeier für Foch — ein Sakgesang gegen Deutschland

„Echtes Christentum“ eines Geistlichen

Warschau. Zum Gedächtnis des Marschalls Foch hat in der Warschauer Kathedrale außer der amtlichen Trauerfeier ein großer öffentlicher Trauergottesdienst stattgefunden, zu dem die Nationaldemokratische Partei und die ihr nahe stehenden Verbände die Bevölkerung Warschaws geladen hatte. Nach der vom Warschauer Bischof geleiteten Messe hielt der Prälat und Abgeordnete Nowakowski die Trauerrede. Er führte u. a. aus: Marschall Foch habe als bedeutendster Feldherr der Weltgeschichte die größte von germanischem Geist geschaffene Militärmacht besiegt, eine Macht, die von Eroberung, Eier, Herrschaft und einem höllischen Hochmut getrieben und erfüllt gewesen sei. Das Wesen des Marschalls Foch lasse sich durch das Christenwort: „Selig sind die Sanftmütigen, denn das Himmelreich ist ihr!“ kennzeichnen. In diesem Geiste habe er den Krieg geführt, in heiserer Pflichterfüllung den Ansturm des Feindes auf das bedrohte Frankreich abgewiesen, eines Feindes, der mit seinem protestantischen Einfluß und anti-

katholischen Liberalismus Frankreich mit der Fäulnis moralischer Verderbtheit zu erfüllen versucht habe. Der Apostel Paulus habe gesagt, der Gerechte wird seines Glaubens leben. Dieses Wort sei in Marschall Foch lebendig gewesen und habe sein Werk geleitet. Im Weltkrieg hätten sich eigentlich nur zwei Mächte gegenübergestellt, einerseits Preußen als Brutstätte einer mit fremden Blut, fremder Arbeit, fremden Tränen, großgewachsenen und genährten Gewalt, deren höchster Grundfals gewesen sei, daß Macht vor Recht gehe und daß diesen Sieg nur zur Festigung seiner traditionellen Eroberung erstrebt habe. Andererseits Frankreich, das die Lösung der Freiheit auf sein Banner der historischen Gerechtigkeit geschrieben habe. Marschall Foch, der in sich die Macht des katholischen Geistes verkörpert habe, habe den deutschen Moloch besiegt, der auch die Polen unter seine Fahne habe zwingen wollen. Für diese Tat solle der Sanftmütige gesegnet sein.

Neuer Krieg im Osten: Die Nanjing-Regierung hat Kanton den Krieg erklärt.



Osterspaziergang 1929

„Nichts bestes weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen. Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, Wenn hinten, in der Mongolei, Die Völker aufeinander schlagen!“
(Sehr frei nach „Faust“.)

Die Unterfuchung in Jannowik

Berlin. Wie der „Volksanzeiger“ aus Hirschberg meldet, ist am Freitag der von der Berliner Morbdommission angeforderte Berliner Gerichtshemiler, Universitätsprofessor Brünig nach Hirschberg gekommen. Er hatte bereits in Berlin das Geschick untersucht, das auch schon von dem Schießachverständigen Schmuderer begutachtet worden war. Dieser hatte keine Blutspuren daran feststellen können und kam zu dem Schluß, daß der tödliche Schuß aus einem anderen Gewehr abgefeuert worden sein müsse. Professor Brünig gab ein Gutachten dahin ab, daß sich an dem deformierten Geschick doch Blutspuren befänden und obendrein stellte er auch Knochenenteilen daran fest. Professor Brünig wird sich am Sonnabend in das Morbzimmer nach Jannowik begeben und hier eingehende Feststellungen treffen. Am Donnerstag abends ist der Untersuchungsrichter, Landgerichtsrat Dr. Thomas, plötzlich erkrankt. Er mußte sich einer Blinddarmerkrankung unterziehen, die gut verlaufen ist. An seiner Stelle wird Landgerichtsrat Spaethe-Hirschberg die Unterfuchung weiterführen.

Gesamtausperrung in der österreichischen Metallindustrie?

Wien. Infolge des Teilstreiks in der österreichischen Automobilindustrie soll am Sonnabend nach Arbeitschluß in den Wiener Automobilfabriken, die nicht befreit sind, die Ausperrung in Kraft treten. Sollte der Lohnstreik bis 6. April nicht beigelegt werden, so wird dann auf Grund des Beschlusses des Hauptverbandes der Industriellen die Ausperrung der gesamten Wiener Metallindustrie erfolgen, wovon 35–40 000 Arbeiter betroffen würden. Ein zweiter Termin für den Fall, daß vorher keine Einigung zustande kommt, ist der 13. April. Für diesen Fall ist die Ausperrung in der gesamten österreichischen Metallindustrie beschlossen, wodurch 90 000 Arbeiter betroffen würden. Für diesen außerordentlichen Fall ist aber beabsichtigt, die Betriebe der alpinen Montan-Gesellschaft weiter arbeiten zu lassen.

Amerika kauft aus

Zu den angeblichen Verhandlungen zwischen Ford und Brennabor.

Brandenburg. Die Gerüchte, wonach die Firma Gebr. Reichstein, Brennaborwerke, sich in ihrer Autofabrikation mit der Ford-Motor-Compagnie vereinigen will, um einen billigen Wagen als Konkurrenz gegen den neu zu erwartenden veramerikanisierten Opelwagen herauszubringen, wollen hier nicht verstummen, obwohl die Brennaborwerke sie als falsch erklären. Trotz dieses Dementis wird weiter behauptet, daß schon vor einiger Zeit Verhandlungen zwischen der Ford-Motor-Compagnie und den Brennaborwerken in Brandenburg über einen Zusammenschluß gegen General Motors und Opel stattgefunden hätten, wobei Ford für die Brennaborwerke einen Preis von 90 Millionen geboten haben soll. Allerdings habe Ford als sehr wesentliche Bedingung den Neuaufbau eines ganzen Fabrikgeländes der Brennaborwerke in der Brandenburger Altstadt gefordert, der gut eine halbe Million kosten würde. Daran sollen sich die ersten Verhandlungen zerfallen haben.

Die jüdische Schönheitskönigin „Mik Judaa“

Warschau. Am Donnerstag abends hat in Warschau die Wahl der jüdischen Schönheitskönigin stattgefunden. Den Titel Mik Judaa für Polen errang Fräulein Sophie Dbał. Die Anregung war von dem hiesigen jüdischen Zentralorgan „Nasz Przegląd“ ausgegangen.

Ein amerikanischer Armeefesselballon zerfällt

London. Der amerikanische Armeefesselballon T. C. B. ist nach Meldungen aus Lathurst gestern abends bei einem Landungsversuch vernichtet worden. Bevor die Flughafenbesatzung den Ballon in ihre Gewalt bekommen hatte, wurde er von einem starken Windstoß über den Flugplatz geworfen und eine halbe Meile von der Landungsstelle entfernt, zerlegt. Vier Mitglieder der Besatzung wurden dabei herausgeworfen und erheblich verletzt. Zwei Mann der Flughafenbesatzung erlitten leichtere Verletzungen.

Die Arbeiten am Nemi-See

Das erste Imperatorenschiff wird sichtbar.

Rom. Die Arbeiten am Nemi-See sind nunmehr soweit gediehen, daß das größere der beiden Imperatorenschiffe, das dem Ufer am nächsten liegt, aus der Oberfläche des Sees herausragt. Ueber dem Spiegel des Sees flattert nun bereits die italienische Tricolore, die man sogleich beim ersten Auftauchen des Buges auf diesem gefügt hat. Der Bug des Schiffes hat noch keine interessanten archaischen Funde gebracht. Es werden noch Wochen vergehen, bis der Wasserspiegel soweit gesenkt ist, daß der ganze Rumpf des Schiffes sichtbar ist.

Ein Millionenraub in Brüssel

Brüssel. Ein mit seltener Frechheit ausgeführter Juwelendiebstahl traf am Donnerstag den schon vor einigen Jahren von Dieben heimgeführten Goldwarenhandler Coosemans, der sein Geschäft an der Waterloo-Promenade in Brüssel hat. Als gegen 7 Uhr abends die Angestellten die Schaufenster geräumt und die Schmuckschätze in einem kleinen Koffer auf den Schreibtisch des Geschäftsinhabers gelegt hatten, erschallte plötzlich sämtliches Licht in den Räumen und ein Unbekannter schlich sich durch die noch nicht geschlossene Eingangstür in das Geschäft. Den allgemeinen Wirrwarr und die Erregtheit der Anwesenden geschickt ausnützend, bemächtigte er sich des Koffers und verschwand unerkannt. Der Wert der gestohlenen Gegenstände beträgt etwa 3 Millionen Franken. Man nimmt an, daß sich der Täter während eines Teiles des Tages bereits im Keller verborgen gehalten hat.

Wiederaufleben der Kämpfe in Afghanistan

Konno. Wie aus Moskau gemeldet wird, haben die Truppen Aman Allahs den Vormarsch auf Kabul angetreten. In einigen Tagen wird eine entscheidende Schlacht erwartet. Habib Allah hat das Eigentum aller Verwandten Aman Allahs beschlagnahmen lassen.



Trotki bleibt in Konstantinopel

Der Volkskommissar wird Vadenbesitzer.

Der ehemalige Führer der Roten Armee Sowjet-Rußlands, Trocki, den kein Land in Mittel- und Westeuropa haben will, sieht sich nun gezwungen, in Konstantinopel zu bleiben, wo er seinen Lebensunterhalt durch den Verkauf von Kochtöpfen verdienen will. — Unser Bild zeigt den verbannten Volkskommissar, der nun wieder den bekannten Spitzbart trägt, vor seinem neu eröffneten Laden in Konstantinopel.

Polnisch-Schlesien

Wir wollen auf Erden glücklich sein...

Ostern! Die Natur feiert ihre Auferstehung aus der dunklen Winternacht; die in ihr ruhenden Kräfte regen sich, und neues Leben wird sichtbar an Baum und Strauch, auf Feld und Wiese, im Wald und Garten. Das Licht siegt über die Nacht!

Aber wenn morgen früh von allen Kirchen die Glocken läuten, wenn von allen Kanzeln Auferstehung gepredigt wird, so gilt dies nicht dem geknechteten und unterdrückten Volke, nicht den hungernden Erwerbslosen, nicht den Alten und Schwachen und auch nicht den Enterbten, Armen und Bedürftigen, deren ganze Sehnsucht nach Auferstehung, nach einem besseren Sein auf Erden schreit. Auf's Jenseits werden sie verwiesen, damit alle, für die sie Werte geschaffen haben, es sich auf Erden wohl sein lassen können.

Blicken wir uns um, dann sehen wir, daß der allmächtige Kapitalismus den Aufstieg des Volkes mit allen Mitteln hindert, weil das kapitalistische System nur weiter bestehen kann, wenn der Geist der Menschheit umnebelt und in Fesseln geschlagen ist. Und die Kirche ist bei Strafe des Unterganges verpflichtet, ihm dabei behilflich zu sein. Darum läßt sie auch dem Volke predigen, alles zu dulden, alles zu tragen, zu ertragen —

Mühte sie nicht, wenn sie im Sinne des Gekreuzigten handeln wollte, gegen die Wucherer ankämpfen, die das Ebenbild Gottes zum Sklaven, zum Ausbeutungsobjekt erniedrigen und in ihm nicht den Bruder, den Nächsten sehen?

Weil das die Kirche nicht tut, verhindert auch sie den Aufstieg der Menschheit und wird zum Werkzeug eines Systems, das über Leichen schreitet, um den höchsten Profit aus der Arbeiterkraft herauszupressen.

Die vielen Unfälle in der Schwerindustrie sind furchtbare Anklagen gegen den Kapitalismus, der wenig oder fast nichts tut, um sie zu verhindern, weil das Geld kostet. Ist ein Arbeiter tot oder schwer verletzt, dann tritt eben ein anderer an seine Stelle — es gibt ja genug.

Und sehen wir uns einmal die Schuterei in den Grubenbetrieben, den Metall- und Eisenhütten an! Wird hier nicht Raubbau mit der Volksgesundheit getrieben? Ist das nicht Sklaverei, die der oberschlesische Arbeiter erdulden muß?

Die Kirche sagt ihnen aber, daß sie ihr Joch ohne zu murren ertragen sollen, weil ihnen im Jenseits die Seligkeit winkt. Damit predigen sie diesen Armen, an ihrem eigenen Untergang mitzuarbeiten.

Wir wollen aber nicht untergehen! Wir wollen uns schon auf Erden ein besseres Los erkämpfen. Raum und Brot für alle bietet die Erde in ausreichendem Maße, aber nur den Ausbeutern und ihren Verbündeten wird beides zuteil. Kann das der Wille einer Gottheit sein?

Darum müssen sich die Arbeiter und Arbeiterinnen zusammenschließen, um gemeinsam den Kampf zu führen gegen alle, die ihren Aufstieg verhindern und als Drohnen die Früchte ihrer Arbeit verfrachten wollen.

Wir wollen auf Erden glücklich sein und wollen nicht mehr darben; verschleimen soll nicht der faule Bauch, was fleißige Hände erwarben!

Diese Worte Heinrich Heines sollen unsere Osterbotschaft sein. Wenn wir nur einig und festen Willens sind, so können wir sie bald zur Tat werden lassen. Darum laßt sie nicht ungehört verhallen!

Ausstellungstermine für die Allgemeine Landesausstellung

Die Schlesische Landwirtschaftskammer in Kattowitz gibt bekannt, daß die Ausstellungstermine für die diesjährige Allg. Landesausstellung in Posen, wie näher angegeben, festgelegt worden sind: Für Ausstellung von Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen, Kleintieren und Fischen, in der Zeit vom 25. Juni bis 5. Juli, von Mastvieh in der zweiten Hälfte des Monats Mai, für Bienen während des Monats August innerhalb 2 Wochen, für Hunde im Monat Juni während 4 Tagen und Milch-, Eier und andere landwirtschaftliche Produkte ab 15. Mai d. Js. in dem Zeitraum von 4 Monaten hindurch.

Der Aufständischenverband in tausend Nöten

Er wollte alle politischen Parteien sprengen und vernichten, bis er selber unter die Räder geraten ist. Das kommt davon, wenn man einen zu großen Schwung nimmt, und der Aufständischenverband hat das getan. Zu gleicher Zeit rückten ihm zwei neue Verbände an die Pforte und zwar der „Zwönzel Obrazcow Slonska“ (Schlesischer Abwehrverband) und die Slonska Legja Demokratyczna (Schlesische demokratische Legion). Der erste Verband wurde von der NPP gegründet, und der zweite steht der PPS sehr nahe. Der Kampf wird mit einer großen Erbitterung geführt, weil es beide Neugründungen lediglich auf die Mitglieder des Aufständischenverbandes abgesehen haben. Beide Gründungen wurden vorhin öffentlich angekündigt und der Aufständischenverband hatte Zeit genug gehabt, alles vorzutehnen um seine Mitglieder auf das Kommando vorzubereiten und sie vor Verhetzungen zu warnen, was er auch reichlich besorgt hat. Jedes Mitglied mußte sich verpflichten, der Verbandsfahne treu zu bleiben und eine Art „Zehneid“ leisten. Außerdem mußte jedes Mitglied eine schriftliche Verpflichtung unterzeichnen, in der von „Zehneid“ und ähnlichen Dingen die Rede ist. Bereits heute steht es fest, daß nur ein kleiner Bruchteil den „Zehneid“ geleistet hat, während die überwiegende Mehrheit der Mitglieder sich zu nichts verpflichten wollte. Am diese Mehrheit wird der Kampf geführt, die sich aus älteren Arbeitern zusammensetzt.

Der Vorstand des Aufständischenverbandes ist seiner Sache nicht sicher, trotz der schriftlichen Deklarationen, die er von seinen Mitgliedern abforderte. Er warnt bereits öffentlich alle seine

Die Metallhütten-Arbeitsgemeinschaft war am Donnerstag wiederum beim Herrn Galot vorstellig, um gegen die sonderbare Praxis zu protestieren, die sich in letzter Zeit bei der Verbindlichkeitserklärung der Schiedssprüche herausgebildet hat. Ist doch der Schiedsspruch über die Erhöhung der Facharbeiterzulage in den Metallhütten, der ab 16. Januar d. Js. eine 20prozentige Erhöhung vorsah, bis heute noch nicht verbindlich erklärt. Fernerhin ist der Schiedsspruch über die Bezahlung der Urlaubstage vom 1. Dezember n. Js., der ab 1. Januar Geltung haben sollte, vom Arbeitsministerium erst vom 1. Februar ab für verbindlich erklärt worden. Einen weiteren Gegenstand der Aussprache bildete der gesundheitliche Schutz der Arbeiter, der nach Ansicht des Kommissars in den Betrieben Polnisch-Oberschlesiens im Vergleich zu dem übrigen Polen besonders primitiv ist. Er betonte dieses noch einmal ganz besonders, um den gegenteiligen Berichten im „Oberschlesischen Kurier“ entgegenzutreten.

Bezüglich des Schiedsspruches für die Metallhütten-Facharbeiter verwies Herr Galot auf die nochmalige Tagung des Schlichtungsausschusses am Donnerstag nachmittag, der sich abermals mit derselben Materie befassen wird, um einen völlig neuen Spruch herauszugeben, weil nach Ansicht des Arbeitsministeriums der erste Spruch grobe Formfehler enthält. Zum zweiten Schiedsspruch über die Bezahlung der Urlaubstage übergehend erklärte er, daß wohl die Verbindlichkeitserklärung ab 1. Februar erfolgt ist, der Spruch des Schlichtungsausschusses die Neuregelung in der Bezahlung jedoch ab 1. Januar ausspricht. Daher steht nach

Ansicht des Kommissars denjenigen Arbeitern, welche ihren Urlaub bereits im Januar entnommen haben, das erhöhte Urlaubsgeld gleichfalls zu. Diese Interpretation seitens des Kommissars über das rechtliche Inkrafttreten der Schiedssprüche dürfte neu sein und bleibt abzuwarten, ob sich die Gerichtsinstanzen diese Art Auslegung zu eigen machen werden. Es ist nämlich vorzusehen, daß sich daraus mit verschiedenen Verwaltungen ein Rechtsstreit entwickeln wird. — Die Kontrolle der hygienischen Einrichtungen in den Hütten wird nach Äußerungen des Herrn Galot als Bezirksarbeitsinspektor lückenlos durchgeführt. Den Hütten ist bereits ausgegeben worden, innerhalb einer bestimmten Frist Projekte auszuarbeiten, welche die Unschädlichmachung der giftigen Gase, vor allem in den Röhnhütten, zum Ziele haben. Sollten die Fristen nicht innegehalten werden, so werden die bereits fertiggestellten Projekte der Inspektionen den Hütten zum sofortigen Einbau auferlegt werden. Außerdem werden in allen Betrieben Bekanntmachungen ausgehängt, welche die zuständigen Arbeitsinspektorate aufrufen. —

Vor knapp 5 Wochen haben wir aus den Äußerungen des Kommissars in dieser Beziehung dieselben Worte gehört, jedoch fehlen bis heute die Taten gänzlich. Wenn nun nach Ansicht des Kommissars die gesundheitlichen Verhältnisse in den hiesigen Betrieben so arg liegen, noch schlimmer als wie im übrigen Polen, da wäre es doch tatsächlich höchste Zeit, daß man endlich auch vom tatkräftigen Eingreifen in den vernachlässigten Betrieben etwas sieht. Na, was nicht ist, kann vielleicht noch werden!

Tagung des Schlichtungsausschusses Kattowitz

Ein neuer Spruch für die Metallhüttenfacharbeiter

Die Erhöhung der Facharbeiterzulage für die nicht im Accord beschäftigten Facharbeiter in den Metallhütten steht unter einem besonders ungünstigen Stern. Schon im August vergangenen Jahres ist diese Lohnbewegung eingeleitet worden, die dann am 21. September zu einer Eingabe beim Schlichtungsausschuss führte. Dem damaligen Vorsitzenden des Schlichtungsausschusses gelang es jedoch, die Fällung des Spruches bis zum Januar zu verschleppen. Erst nach wiederholtem Drängen der Gewerkschaften kam am 16. Januar d. Js. ein Spruch zustande, der aber so schwere Formfehler enthielt, daß sich das Arbeitsministerium nicht entschließen konnte, diesen Spruch für verbindlich zu erklären. Fünfmal sollte Herr Maciejewski vom Herrn Galot aufgefordert worden sein, den Spruch in seiner unrichtigen Stelle zu erklären, doch vergebens. Daraufhin sandte das Arbeitsministerium diesen ominösen Spruch zur Auslegung sogar bis an die Oberstaatsanwaltschaft. Aber auch diese kam zu der Überzeugung, daß nach dem Wortlaut des gefällten Schiedsspruches jedem Handwerker und gleichwertigen Facharbeiter eine 40prozentige Zulage zusteht. Das war also allen Instanzen vollkommen klar. Warum nun trotzdem nicht sofort die Verbindlichkeitserklärung erfolgte, ist wohl dem Umstand zuzuschreiben, daß der Spruch nicht unklar genug, also für Arbeitgeberbegriffe vollständig undeutlich gewesen ist. Da man damit also nichts

anfangen konnte, wurde die ganze Angelegenheit zur erneuten Behandlung an den ursprünglichen Schlichtungsausschuss zurückverwiesen.

Am Donnerstag, nachmittags 2 Uhr, trat nun der Schlichtungsausschuss wiederum zusammen, der auf der Arbeitnehmerseite von demselben Beisitzern besetzt war wie am 16. Januar. Den Vorsitz führte der neue Schlichtungsausschussvorsitzende Herr Kozłowski. Nach kurzer Begründung seitens der anwesenden Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertreter beriet der Ausschuss unter sich. Bemerkenswert waren die Ausführungen des Herrn Tarnowski als Arbeitgebervertreter, der nichts mehr gegen die Höhe der umstrittenen Facharbeiterzulage einzuwenden hatte, sondern nur gegen die etwaige Rückverlegung des Inkraftsetzungsdatums sprach.

Nach einhalbstündiger Beratung fällte der Schlichtungsausschuss einen Spruch, der in seinem wesentlichen Wortlaut die Erhöhung der Facharbeiterzulage in den Metallhütten statt bisher von 5 auf 20 von 5 auf 40 Prozent erhöht und zwar ab 1. Februar dieses Jahres.

Es ist nun zu erwarten, daß die Regierung, nachdem die Gewerkschaften ihre Zustimmung dazu schriftlich geäußert haben, diesen Spruch schnellstens für verbindlich erklären wird.

Ein Denkmal für den Wojewoden

Wie aus zuverlässiger Quelle berichtet wird, findet am 6. April die feierliche Enthüllung eines Denkmals für den Herrn Wojewoden Gragnyński in Hohenlinde, statt.

Das Denkmal, ein Kunstwerk aus der Hand des Professors Kwiatkowski-Kratav, stellt den Wojewoden dar, wie er vor zwei Jahren auf dem Kattowitzer Bahnhofe von den Aufständischen begrüßt wurde. In dieser schönen Pose gibt ihn das Meisterwerk des Kratauer Professors lebensegetreu wieder.

Am Tage der Enthüllung erscheinen in Hohenlinde alle Gruppen des Aufständischenverbandes, auch Vertreter aus Deutschoberschlesien. Herr Wojewode Gragnyński nimmt an

der Feier persönlich teil und wie man hört, wird auch Korfanty erscheinen. Bei dieser Gelegenheit wird, wie man uns mitteilte, der Wojewode Gragnyński ein großes Manifest an die deutsche Minderheit in Polnisch-Oberschlesien herausgeben.

Korfanty — Ministerpräsident?

Bischof Pilecki, der einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Polnisch-Oberschlesiens hat, weifte dieser Tage in Warschau. Mehrere Konferenzen hatte er dort mit den einzelnen Ministern, jedoch die Bedeutendste war die mit dem Marschall Pilsudski.

Sie war wirklich sehr bedeutsam gewesen, denn ihr Ergebnis dürfte für die weiteren Geschehnisse Polnisch-Oberschlesiens von sehr großer Tragweite sein. Insofern, als Bischof Pilecki es erreicht hat, daß demnächst Wojciech Korfanty zum Ministerpräsidenten nominiert wird. Die Ernennung wird wahrscheinlich am 2. Osterfeiertag erfolgen.

Man glaubt, daß mit dieser Ernennung die große Feindschaft zwischen Korfanty und dem Wojewoden behoben wird, und daß, was sehr bedeutsam ist, bei den Sejm-wahlen, die im Juli stattfinden, eine geschlossene polnische Einheitsfront auftreten wird.

Der Kathedralebau in Kattowitz

Ueber den Kathedralebau in Kattowitz hatten wir wiederholt Gelegenheit gehabt, zu berichten. Leider nie etwas erfreuliches, denn wir sind der Ansicht, daß eine Kathedrale nicht den Bedürfnissen unserer Bevölkerung entspricht. Auch konnten die Ansuchen, die für ihn bereits von der Wojewodschaft bewilligt wurden, besser verwendet werden. Etwa zum Bau von Arbeiterwohnungen, Kinderheimeinrichtungen.

Wie man uns nun aus gutunterrichteter Seite mitteilt, hat die bischöfliche Kurie beschlossen, den in den Anfängen schon gebrochenen Bau nicht weiter fortzusetzen. Auf dem betreffenden Grundstück sollen dafür mehrere große Arbeiterwohnhäuser erbaut werden und dazu das von der Wojewodschaft für den Kathedralebau bewilligte Geld, soweit es noch vorhanden ist, verwendet werden.

Na also, endlich ist die bischöfliche Kurie zur Einsicht gekommen.

Wollen Sie

laufen oder verkaufen? Angebote und Interessen veröffentlichen Sie in „Volkswille“!

Kattowik und Umgebung

Worüber wird beraten?

Die nächste Sitzung der kommissarischen Stadtvertretung findet in Kattowik nach den Osterfeiertagen, nämlich Donnerstag, den 4. April, nachmittags 5 Uhr, statt. Durchberaten werden nachstehende Vorlagen: Verteilung der Budgetüberschüsse des Jahres 1928-29, welche annähernd 2350 000 Zloty betragen sollen; Bereitstellung der Mittel von 400 000 Zloty aus den Budgetüberschüssen, zwecks Ausbau der Wegeanlagen und Straßen; Bewilligung von 50 000 Zloty für die Errichtung eines Milchgeschäftes und einer Bedürfnisanstalt in der Grünanlage des Andreasplatzes; Geländekauf (früherer Schlosspark) von der Kattowitzer Akt.-Ges.; Ankauf weiteren Geländes für die Erweiterung des jetzigen Marktplatzes; Bewilligung eines Betrages von 38 000 Zloty für die Begleichung der anteiligen Kosten zwecks Unterhaltung der Sicherheitsorgane; Wahl mehrerer Bezirksvorsteher; Verkauf eines Teiles des städtischen Geländes in Jawozie (s. Karte 163) an das „Towarzystwo Elektryczne“; Beschlußfassung über das Sportausflugsgesetz; Beitritt der Stadt Kattowik als Mitglied der Polnischen Antikalkhof-Liga mit einem Jahresbeitrag von 36 Zloty; Bereitstellung von Mitteln im Betrage von 26 000 Zloty für bedürftige Erstkommunikanten; Ankauf von Terrain an der ulica Mysłowska von der Firma Haberhorn; Valorisierung der Hypothek des H. Nyc über das Grundstück 1226 in Kattowik; Bewilligung einer Summe von 3751,50 Zloty zwecks Rückzahlung einer Kautions an den Wächter Wismach in Jalenze; Erhöhung des Kredits für die Anschaffung städtischer Autos um die Summe von 2000 Zloty.

Gemeindevertretersitzung in Janow.

Die Gemeindevertretersitzung, welche hier am Donnerstag, nachmittags um 5 Uhr, stattfand, wurde pünktlich um die angelegte Zeit vom Gemeindevorsteher Scheja eröffnet. Sehr zahlreich waren von allen Fraktionen die Gemeindevertreter erschienen, denn wie im vorigen Jahre, so wollte man auch dieses Jahr der P. P. S.-Fraktion, welche zwei Anträge zur Bearbeitung auf die Tagesordnung setzte, etwas ausweisen. Meistenteils handelte es sich um den Antrag zur Bewilligung von 200 Zloty für die Maifeier, der wiederum am meisten den Christen der deutschen Wohlgemeinschaft auf die Nerven gefallen ist und sehr schwer zu verdauen war, mithin von sämtlichen Punkten der Tagesordnung die meiste Zeit in Anspruch nahm. Der erste Punkt der Tagesordnung, welcher von der P. P. S.-Fraktion auf Erlass des Wasserzins für Arbeitslose nebst bedürftige Invaliden eingereicht wurde, fand einstimmige Annahme. Desgleichen wurde der nächste Antrag auf Erlass eines Vorzuschusses für den verstorbenen Gemeindevorsteher Raschka in Höhe von 18 Zloty glattweg erledigt. Der nächste Punkt mußte vertagt werden, weil die Mittel auf selbständige Fürsorge für Kinder ohne bestimmte Beihilfen, unmöglich jetzt als beschlußfähig betrachtet werden kann. Für den Arbeiter Drosdel wurde außer dem Tagelohn 10 Zloty monatlich Zuschlag für nach außer dem Orte verrichtete Fuhrwerksfahrten bewilligt. Für das hiesige Rote Kreuz wurden laut einem Antrag 3000 Zloty einstimmig bewilligt, welche für erholungsbedürftige Kinder verwendet werden sollen. Die Kosten betragen pro Kind auf vier Wochen 120 Zloty. Nun kam aber endlich auch der für die christlichen Vertreter wundeste und schwerste Punkt zur Verhandlung, welcher, wie bei den Arbeitgebern auf Lohnhöhung, auch hier mit den verschiedensten Einwendungen nebst Ignorierung als unannehmbar war. Es handelte sich um den Antrag der P. P. S.-Fraktion um Bewilligung von 200 Zloty zur Durchführung der Maifeier, welcher Antrag gerügend begründet wurde, ebenfalls von anwesenden Zuhörern sozialistischer Richtung mit dem größten Interesse verfolgt wurde. Aus der langen Debatte war ersichtlich, daß eine Mehrheit für den Antrag nicht zu erwarten war, da außer den deutschen Christen, auch die Vertreter der beiden Fraktionen und zwar der Winizkiewiczaner, nebst dem Bloz Jednosci, zu keinem vernünftigen Standpunkt sich stellen wollten, man sich sogar die Verteilung obiger Summe in Anspruch nehmen wollte. Bemerkenswert ist die Anfrage von Seiten des Gemeindevorstehers an den Vertreter der früheren Fraktion des Bloz Jednosci, ob sie sich zu einer politischen Richtung bekennen wollten, dieser glattweg sich zu keiner Partei bekannte und nur als Vertreter der Wolne Zwionzki maßgebend sei. Ein ausgezeichnetes Bekenntnis, was sehr lächerlich bei allen Anwesenden wirkte. Bei folgender zweimaliger Abstimmung mußte der Antrag mit Stimmenmehrheit unterliegen. (Für den 3. Mai, als Nationalfeiertag, werden diese solidarisches Hunderte von Zloty bewilligen). Als letzter Punkt, war eine Aussprache über die Kartoffelkrebsseuche im Bezirk Janow, nebst Anschaffung von Saatkartoffeln aus kartoffelkrebsfreien Gegenden durch die Gemeinde, welche für die nicht in Verbot kommenden Feldparzellen zur Aussaat verwendet werden sollen. Die Bestellungen, welche bei der Gemeinde eingelaufen sind, betragen 112 000 Kilogramm gleich 7 Waggons. Der Preis ist noch nicht festgesetzt, welcher aber voraussichtlich zwischen 6,25-7 Zloty pro Zentner betragen wird. Nach einer längeren Aussprache wurde einstimmig dem Gemeindevorsteher die Lieferungsfrage übergeben, ebenfalls erfolgt die Abgabe der Saatkartoffel auf drei Raten, die letzte Rate am 15. Juli zahlbar. Nach zweifelhafte Dauer erfolgte Schluß der Sitzung.

Wichtig für Steuerzahler. Nach einer Bekanntmachung des Magistrats Kattowik werden im städtischen Steuerbüro auf der ulica Pocztowa 16 bis zum 8. April in der Zeit von 8 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags, für die im Stadtbezirk I wohnhaften physischen Personen die Einkommensteuerverzeichnisse für das Jahr 1928 zur Einsichtnahme ausgelegt.

Feier, Verkehrszeit an geschäftsfreien Sonntagen. Die Verkaufsstunden an geschäftsfreien Sonntagen im laufenden Jahre wurden laut einem Rundschreiben der städtischen Polizeiverwaltung auf 2 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends, festgesetzt. Als geschäftsfreie Sonntage gelten der 5. und 12. Mai, 1., 15. und 22. Dezember.

Kann ein Arbeitsloser zum bergmännischen Beruf gepreßt werden?

Vielfach hört man von unsozial eingestellten Personen die wegwerfende Äußerung, die Arbeitslosen sind mehr arbeitslos als arbeitslos, was von einer besonderen Herzlosigkeit und Dummheit solcher Menschenfreunde zeugt. Tatsächlich finden sich unter den Arbeitslosen solche, denen die Mühsal zur regulären Arbeit wenig behagt; namentlich sind es junge Leute, die durch Eltern oder Verwandte reichlich unterstützt werden und auch unter normalen Verhältnissen die Arbeit vorwiegend aus Sport als aus Notwendigkeit betreiben haben würden. Dies sind natürlich Ausnahmen und bei den Arbeitsvermittlungsbüro gellen sie als Schredenslinder. Täglich melden sie sich im Büro nach Arbeit und gehen, oft grinsend, wieder nach Haus, wenn ihnen das Angebot nicht konvertiert. Die allererste Auskunft, welche sie anfordern, ist die Verdiensthöhe; über manche unangenehme Beschäftigungsart würden sie sich hinwegsetzen, nur der fast immer zu niedrige Lohn stößt sie ab. Die Arbeitslosenämter bemühen sich durch Entziehung der Unterstützung solche Gesinnungsarbeiter zur Arbeit zu zwingen, was in manchen Fällen auch gelingt.

Unverständlich aber ist es von einzelnen Behörden, daß sie junge Leute, welche noch nie ein Bergwerk gesehen haben, für den Bergbau pressen wollen und diesen im Weigerungsfalle ebenfalls die sehr dürftige Unterhaltung streichen. Die Sache liegt doch naturgemäß so, daß sich nicht jeder Mensch für bergmännische Arbeiten eignet, wie sich z. B. auch nicht jeder zum Fleischerhandwerk eignen kann. Das physiologische Naturell sträubt sich vor einer solchen Zumutung, wenn auch die ärztliche Untersuchung, welche jeder Neuanstellung vorausgeht, die körperliche physische Eignung ohne Gefahr für den Betroffenen feststellt hat. Sind doch in der Praxis oft Fälle vorgekommen, wo körperlich gut entwickelte Menschen nach 2-3tägigem Aufenthalt in der Grube diese schleunigst wieder verlassen, ohne sie je wiederzusehen zu haben. Auch den Bergbaubehörden ist diese Scham vor dem unheimlich-schönen und lichtlosen Grubenbau und deren

Einrichtungen, welche gewisse Arbeiter befällt, nicht unbekannt. So stellt ein Paragraph in der Bergpolizei-Vorschrift ausdrücklich fest, daß zur Vermittlung der Seilfahrt kein Grubenarbeiter gezwungen werden darf. Schon der Hinweis der Arbeitslosen auf diese Bestimmung, daß er wohl die Grubenarbeit verrichten, aber nie eine Seilfahrtskale betreten würde, müßte ihn vor einem Arbeitszwang und somit vor einer Streichung der Unterstützung bewahren; denn wo kämen dann die Bergwerke hin, wenn der Arbeiter 400-800 Meter die Leiter herunter- und hinaufklettern würde? Ferner dürfte allgemein bekannt sein, daß im Bergbau nur Sklaven und Gefangene für diese Arbeiten verwendet wurden, also der Mensch von Natur aus veranlagt ist, sonnenlose Arbeitsorte zu meiden. Neben aber die Arbeitslosenämter auf ihre Schlichtung einen Zwang zur Aufnahme von Bergwerksarbeiten aus, so stellen sie den Arbeiter auf die Stufe der Sklaven — und dies dürfte doch heute nicht mehr zeitgemäß sein. „Wo nimmst du, o Kaiser, die Krone wohl her, wenn tief in der Erde der Bergmann nicht wär“ — klingt ganz erheben schön, aber wir wollen ja keinen Kaiser und keine Krone mehr — vor allen Dingen brauchen wir das Gold nicht zwangsweise zu schaffen — wir sind frei?

Auch das erzieherische Moment, das den Bergmann erst schafft, wird in der Neuzeit vollständig vernachlässigt. Während man früher den jugendlichen Bergarbeiter allmählich an seine schweren Arbeiten gewöhnte, bis er endlich ein fertiger Bergmann wurde, muß jetzt der an die Grube vollständig ungewohnte Arbeiter sofort äußerst produktive Arbeit leisten, um die Koppelfeistung und die damit zusammenhängenden Tantiemen möglichst hoch zu erhalten; und es berührt lachhaft, wenn ein Arbeitslosenamt heute einen Buchdrucker z. B. für Schlepperarbeiten verpflichtet. Diese Ausführungen den Arbeitslosenämtern ins Tagebuch und zugleich eine Aufforderung an die Arbeitervertreter, sich durch Beseitigung dieser Mängel die Sporen zu erwerben.

Die Neudeutschen von Bismardhütte

Es ist ein altes Lied, daß, wenn Wahlen gewittert werden, gewisse politische Kreise, die sich keine genügende Geltung verschaffen können, nach neuem Anhang Ausschau halten. Bei den Wahlen zum Sejm waren von den Sanatoren in Bismardhütte der erste Schritt durch den Herrn Bürgermeister bereits getan. Danach hatte der große Patriot in deutscher Schrift Plakate mit seiner Unterschrift herausgegeben, wo er den Dummheiten die Vorteile für die Gemeinde, wenn er in den Sejm kommt, aufzählte. Der Erfolg war gut, der Bürgermeister hat gestimmt, und die Wähler? Die haben die Vorteile beim Herrn Bürgermeister ohne Zweifel festgehalten.

Heute wo die Wahlen zum Schlesischen Sejm langsam vorbereitet werden, geht derselbe Herr Bürgermeister dazu über, bei den Deutschen eine Reorganisation vorzunehmen. Gewöhnlich die, die das Deutschtum hassen, spielen sich bei derartigen Vorkommnissen als Freunde auf, so auch in Bismardhütte. Die Deutschen, die an allem, was im Interesse des arbeitenden Volkes liegt, Aufbauarbeit leisten, sind auf einmal nicht loyal genug, weshalb zu den Wahlen eine neue deutsche lokale Partei ins Leben gerufen werden muß.

Die Partei der Neudeutschen soll nunmehr mit den Sanatoren Hand in Hand durch die oberschlesische Politik machen. Wer die Sanatoren sind, ist zur Genüge berichtet worden. Was sie wollen, geht aus der Sejmabstimmung und aus der neuen Wahlordnung hervor. Auch die Autonomie, die für die Deutschen von nicht minderer Bedeutung ist wie für die gesamten Oberschlesier, wird von den Sanatoren zum Ruf vorbereitet. Die Neudeutschen, was wollen die? Eigentlich nichts, denn sie müssen schlucken, was ihnen die Sanatoren eingeben, da sonst ihr Latein an der Briefstafel zu Ende geht, also haben diese politischen Zwerge selbst ihre Qualitäten bereits verlegt.

Wir haben heute nicht die Absicht, vom ersten bis zum letzten die Neudeutschen vor die Lupe zu bringen, beschränken uns lediglich auf die Größen in Bismardhütte.

Eigentümer können sich melden. 2 Gelbbörsen mit kleineren Gelbbeträgen, 1 Damentäschchen, 1 Herrenuhr, 1 Herrenhut, 1 Augenglas und weitere kleinere Geldsummen können beim städtischen Fundbüro in Kattowik, ulica Mysłowska 4, abgeholt werden.

Ungeklärte Methoden eines Steigers. Auf Myslowitzgrube ist ein Steiger mit Namen Kleiner beschäftigt. Dieser Herr, welcher von der eingestellten Neuprämienagrar nach Myslowitz verlegt wurde, hat besondere Methoden. Als er noch in Brzezinka wohnte und einmal im benebelten Zustande nach seinem Heim ging, erhielt er von zwei unbekannten Tätern eine Tracht Prügel. Vielleicht als Lohn für seine zu große Arbeiterfreundlichkeit. Da dieser Herr nicht fähig war, diese Täter festzustellen, versuchte er sich an allen Arbeitern aus Brzezinka zu rächen. Jeden Monat werden zwei oder drei Arbeiter von ihm skizziert. Die Skizzen liehen sich die Leute schon gefallen, denn es sind ruhige und willige Arbeiter. Das Schlimmste ist das, er schädigt alle der Reihe nach am sauer verdienten Lohn. Im vorigen Monat hat er sich wiederum zwei Mann aus Brzezinka ausgesucht, die seine Opfer werden sollten. Trotzdem die Leute ihre Soll-Leistung gefördert haben, berechnete er ihren Lohn mit 4 Zloty und 6 Groschen, wie einem jugendlichen Arbeiter. Die genannten Leute sind Häuer und Ernährer großer Familien. Unsererseits können wir diesem Herrn raten, nicht zu viel mit Feuer zu spielen, denn es könnte schlimme

Dort ist ein Herr Brzusta, der die große Trommel als Neudeutscher für die Sanatoren schlägt. Ihm zur Seite stehen noch zwei Herren der Bismardhütte.

Der Herr Brzusta kennt, weiß, an was er leidet. Er leidet an der Karriere — Angestelltenrat anfangs, später Sozialrechtsverweigerer für die Bismardhütte und im Arbeitgeberverband, jetzt Politiker der Bismardhütte. Eigentlich, wohin er will, war bisher unbedingbar, die Deutschen wollte er mit einem mal verpfeifen, wenn er mit den Herren Sanatoren beim Stat und einem anständigen deutschen Saluator schwätzte, die Polen wieder, wenn er mit den deutschen Größen zusammentam. Endlich schieden die Geister von dem Herrn und ein Neudeutscher der Sanatoren ist Herr Brzusta geworden. Bei dieser Entwicklung können wir ruhig schlafen.

Hier aber eine andere Frage! — Steht nicht die Generaldirektion der Bismardhütte hinter dieser Entwicklung? Gerade von der Bismardhütte drei Herren, das gibt zu denken! Auch hat man während den Dienststunden so manches mal beobachtet, wie dort Personen ein- und ausgehen. Sogar Möbige verkehren bei diesem Herrn. Uns kommt es vor, als wenn es der Industrie nicht so schlecht gehen könnte, werden doch so viele unnötige Beamte nur wegen der Politik bezahlt.

Es ist uns jetzt auch klar, warum Herr Brzusta so wenig Zeit für Regelung der sozialen Differenzen hat, er muß sich während dem Dienst mehr zum neudeutschen Politiker ausbilden.

Den Arbeitern in der Bismardhütte bietet man eine Salbe an in Form einer Betriebszeitung, wo man ihnen klar machen will, sie sollen feste arbeiten.

Die kommenden Wahlen dürfen unter keinen anderen Momenten vom Arbeiter geführt werden als einzig und allein unter der alten Parole: Fort mit den neuen Parteien, der Stimmzettel gehört der alten Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Polen, die allein Garantie für eine alte soziale Arbeiterpolitik in der Wojewodschaft gibt.

Folgen geben. Sobald die Leute den Weg zur Organisation finden und der ist nicht mehr weit, der Anfang ist schon da, da kann auch Herr Kleiner damit rechnen, daß nach Arbeiter aus Bismardhütte nicht skizzieren kann. Einen anständigen Beamten wird kein Arbeiter angreifen, höchstens schlingen, wenn er in Gefahr ist.

Besammlungen ehem. Kriegsgefangener. Nachstehende Besammlungen für ehem. Kriegsgefangene finden am 2. Osterfeiertag statt: In Bismardhütte, nachmittags 4 Uhr, Lokal Strzeka, in Lipine, vormittags 10 Uhr, Restauration Madon und in Schwientochlowitz, nachmittags um 1½ Uhr, Lokal Pawlas.

Geld im Unglück. Einem Sacharbeiter aus Widzischad, welcher in der Bismardhütte tätig war, wurde am Donnerstag in dem Zuge Hindenburg-Oswienim zwischen Hajduki und Ratowice der gesamte Vorrat von 150 Zloty mit der Briefstafel nebst Wochenkarte gestohlen. Dem Verlust bemerkte derselbe erst nach dem Aussteigen in Kattowik, so daß er dies sofort der Polizei meldete, welche dies telefonisch an die nächste Station meldete. In Begutice gelang es, den Spitzhaken, welcher aus Oswienim stammt, festzunehmen, und zwar in dem Moment, wo derselbe auf die in der Briefstafel auf den Namen E. G. gestohlene Wochenkarte umsteigen wollte. Dem Bestohlenen wurde die Briefstafel nebst Inhalt zurückerstattet. Ein fetter Glückszufall!

Königshütte und Umgebung

Festvorbereitungen.

Seit langem schon freut man sich in Königshütte auf die Fertigstellung des neuen Rathauses. Dazu ist selbstverständlich auch alle Ursache zumal seit der Grundsteinlegung diverse Lenge ins Land gezogen sind. Damals nämlich rechnete man nicht mit Zwischenfällen, wie sie der bekannte Einsturz i. Jt. bildeten. Doch diese Zeiten sind vergessen. Mit Geduld und Eifer setzte man sich über jene peinliche Begebenheit hinweg und baute neu. Diesmal mit Erfolg. Denn abgesehen von verschiedenen Innenarbeiten, die ganz naturgemäß ausgeführt werden müssen, wie es einer Stadt, wie Königshütte geziemt, ist der Rohbau soweit fertiggestellt, daß nunmehr ernstlich der Gedanke der feierlichen Einweihung erwogen werden muß. Frei-

Liederabend der Kattowitzer Arbeitersänger

Am 1. Feiertag, abends 8 Uhr veranstaltet der Gemischte Chor „Freie Säger“ im Christlichen Hospiz, Kattowik, einen Liederabend. Zum Vortrag gelangen gemischte Chöre sowie eine Anzahl Duets.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Veilchenstrauch

Novelle von J. Lange.

Sie beugte sich über einen Veilchenstrauch und sog den feuchten, kühlen Duft von Erde, Waldboden und Frühling in sich ein. Eine Stunde später kam ihr Mann nach Hause, und nach dem programmäßig verlaufenen Mittagessen tranken sie den Kaffee im Wohnzimmer. Sie hielt ihre Tasse in der Hand, trumm, mit in die Ferne gerichteten Augen, während er in seiner Unfehlbarkeit die Abendzeitung las.

Da er zu einem gewissen Zeitpunkt immer irgendeine kritische Bemerkung machen mußte, mitten in der Lektüre, senkte er auch an diesem Abend plötzlich die Zeitung und schnupperte mit seiner schmalen, etwas scharfen Nase ein wenig in der Luft herum.

„Mir scheint, es riecht nach Veilchen...?“

Flüchtig und kühl streiften seine Augen das Gesicht seiner Frau, da diese aber scheinbar keine Miene dazu machte, ihm irgendeine Erklärung zu geben, senkte er die Zeitung noch tiefer und ließ seinen grauen, suchenden Blick langsam durchs Zimmer gleiten.

„Der Veilchenstrauch?“ sagte er mit leicht fragendem Tonfall. „Woher kommt der Veilchenstrauch?“

„Ich habe ihn erhalten!“ erwiderte Fanny etwas hastig und scharf.

„Von wem, wenn man fragen darf?“

„Von jemandem, den du nicht kennst!“ Diese Antwort entfuhr ihr ohne ihren Willen. Sie erschrak selbst darüber. Nun war es aber gesagt. Mit einer gewissen heimlichen Freude beobachtete sie die Wirkung ihrer Worte. Diese blieb auch nicht aus. Auf den Boden ihres Mannes erschienen plötzlich zwei kleine rote Flecke und es zuckte um seine Mundwinkel. Ein schwacher, flüchtiger, aber gefährlicher Funke glimmte in seinen Augen. Das war alles. Dann kam der Knall — ein kleines, scharfes Knistern mit der Zeitung, worauf neues Schweigen eintrat, etwas schwer, etwas drohend, wie nach einem kurzen, flüchtigen Gewitter an einem Sommerabend. Und — fast konnte man glauben, daß nichts, aber auch nichts geschehen sei.

Dieses scheinbare Nichts war doch nicht so klein und unwesentlich — es wuchs und wurde zu einer aufrührerischen Kraft, einer Revolution — zu einer neuen Epoche in Fannys Ehe.

Fannys Mann vernachlässigte seine Frau. Er war ein intensiv arbeitender Mann, der scheinbar seine Zeit gleichmäßig auf seine Arbeit und sein Heim verteilte, aber diese Verteilung konnte auch so formuliert werden, daß er seine Arbeit gleichmäßig auf sein Büro und sein privates Arbeitszimmer verteilte, demzufolge er nach beendetem Mittagessen, Kaffeetrinken und Zeitunglesen, sich in sein Arbeitszimmer begab, das er erst verließ, nachdem seine Frau schon längst schlief.

Fanny hatte sich aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen lange Zeit in diese Ordnung der Dinge gefunden, ohne sich dagegen zu empören. Vielleicht war dies Verhalten ihrerseits nur in seelischer Trägheit begründet, vielleicht lag auch irgendeine Depression zugrunde. Fanny begriff, daß bei jenem kleinen Auftritt, zu dem der Strauch Anlaß gegeben hatte, sie selbst halb bewußt, halb unbewußt, an irgendetwas ganz Feines und Zartes gerührt hatte. Sie stellte zum ersten Male während ihrer Ehe fest, daß ihr Mann für den mächtigen und üppig gedeihenden Basilus der Eiferjucht nicht unempfänglich war. Jetzt hatte sie keinen größeren Wunsch, als ihm dieses starke und schnell wirkende Gift einzupumpen. Ja — könnte ich ihn nur recht eiferjüchtig machen, jubelte es in ihr... das würde Befreiung aus dieser langsam tödenden Langeweile bedeuten. Ihre Ehe stand gerade auf der Weige, in einem stumpfen, unfruchtbaren Sumpf zu versinken, aus dem man sie vielleicht nicht so leicht würde herausziehen können. Darum mußte gehandelt werden.

Eine Woche nach jener Episode kam ihr Mann eines Abends in ihr Schlafzimmer, während sie vor dem Spiegel saß.

„Wilst du ausgehen?“

Sie nickte ihrem eigenen Gesicht im Spiegel zu.

„Wo kommt diese Nadel her?“

Fanny blinnte einen Moment zur Seite und sah, daß er eine Brillantnadel zwischen seinen Fingern hin- und herdrehte.

Fanny fühlte, wie sie erröte unter seinem starr auf sie gerichteten Blick.

Er blieb lange stehen. Ihr schien es eine Ewigkeit. Endlich warf er die Nadel auf den Toilettentisch und ging wortlos aus dem Zimmer.

Bald erschienen schöne rote Rosen auf Fannys Tisch, bald Bonbonnieren, zwischen den Zeitungen lagen Briefe mit stark maskuliner Handschrift auf dem Umschlag, Briefe stachen aus ihrer Tasche hervor, alles wie zufällig.

Fannys Haushaltsgeld langte kaum noch für all diese außerordentlichen Ausgaben, sie mußte Schulden und Rechnungen machen — und doch schien es ihr lange Zeit, als seien alle Mühen vergebens.

Ihr Mann schwieg hartnäckig. Daß er „Ja“, darüber herrschte kein Zweifel. Schließlich trat doch eine Veränderung ein. Er betrat nie mehr ihr Zimmer und kehrte auch oft nicht zum Essen heim.

Es war Abend, der dritte Tag, an dem Fanny ihren Mann nicht gesehen hatte. — Sie war zu Bett gegangen, müde von allen Anstrengungen, aller Spannung. Sie lag wach und lauschte auf jedes Geräusch. Mählich fuhr sie auf und presste die Hände gegen die Stirn. Hatte nicht jemand an ihre Tür geklopft? Oder hatte sie geträumt? Sie hielt den Atem an und lauschte. Ja — jetzt kloppte es wieder, fest, präzise Schläge gegen die Tür.

Ihr Blut jagte freudig durch ihre Adern, sie lächelte, jetzt war sie plötzlich mitten im letzten Akt ihrer großen Rolle, sie fing an zu flüstern, sich zu regen — und schon kloppte es wieder.

Fanny ließ sich Zeit. Die Tür war ja verschlossen, alle Vorhänge waren auf ihrer Seite. Aber plötzlich wurde irgendein Instrument zwischen den Rahmen und die Tür gehöhrt. Die Tür gab nach, sprang auf und schlug hart gegen die Wand.

Ihr Mann fand im Türrahmen, mit einem Brecheisen in der Hand, ihr schien es eine Mordwaffe zu sein. Sein Blick flog

durchs Zimmer. „Ist jemand hier?“ fragte er mit bebender Stimme.

Das gab Fanny Rückgrat. Sie maß ihn mit eisalter Verachtung.

„Was sagst du?“

„Ich frage, ob jemand hier im Zimmer ist?“

„Was meinst du eigentlich?“

„Das ist wohl nicht mißzuverstehen. Ich frage dich, ob der Urheber der Brillantnadel, der Blumen, der Briefe und Bonbonnieren hier ist, da du nicht antwortest, als ich klopfte, mußt du selbst öffnen. Antworte mir jetzt. Ist er hier?“

Fanny blickte etwas unsicher umher. Widerstandslos entglitt das Spiel ihren Händen.

„Wer?“ flüsterte sie und merkte selbst, wie schlecht das klang. Er trat einige Schritte näher.

„Hörst du jetzt mit deiner lächerlichen Komödie auf, Fanny. Ich gehe nicht, bevor ich die Wahrheit erfahren habe. Hast du mich verstanden?“

Pitt hoßt fröstelnd außenbords in einem Dinghi, das in den ausgeschweiften Davits als Rettungsboot bereit hängt; kauernd, krümmt sich erbozt zusammen, denn schmerzhaft schwillt seine linke Wade, gegen die eben erst eine Wutböe des Obermaaten brandete. Auch dazu müssen Schiffsjungen schuldlos herhalten.

Das Nebelhorn brüllt taktmäßig gegen die dichten, bleigrauen Wände, die allen Auszug, ja sogar Bugspriet, Topp und Nocken verhängen. Die schaukelnd durchdringende Nebelmasse sprüht in Schauern aus den füllenden Segeln herab.

Und überall her aus dem trüben Halbdunkel blöken wie erstickend die Warnrufe der Schiffe ungewiß, ob nah oder fern, ob in Luz oder See. Fast unmerklich senkt sich der Abend auf den englischen Kanal herab. Der Hilfsmotor arbeitet langsamer, und überaus vorsichtig tastet sich der Schoner voran.

Pitt pumpt gemächlich befehlsgemäß das Bilgenwasser vom heutigen Regen aus dem Dinghi und düst für vor sich hin.

Da gellen Sirenenstöße auf, Kommandos zerzeihen brüllend die dumpfe Stille. Die Maschine stampft, zischt los, schnell, schneller, rückwärts, Schritte dröhnen aufgeregt über Deck.

Als Pitt hochfährt, sieht er plötzlich über sich aus dem Nebel eine dunkle Wand überhängen, die knirschend und splitternd die Keeling des Schoners ablegt. Und mit samt Davits und Dinghi rollt der Schiffsjunge über den fremden Bord, kriegt irgendeinen Eisenbolzen in die Faust, klammert sich aus Leibesträften an und hört noch allerhand Faselage um sich herumprasseln.

Fluchen, Geschrei, Nebelhorn versinken wieder in das düstere Schweigen. Langsam zieht sich Pitt hoch: das Weibboot liegt zerstückelt in einem wüsten Trümmerhaufen von Spieren und Lampen auf dem Heck des Schiffes, eines mittelgroßen Dampfers. Verbießert schwankt der Junge an die Keeling und steht sofort: das Schiff ist verlassen, keine Seele an Bord, der Steuerhelm, die Brücke umbelegt. Und das Deck hängt ganz verdammt nach Luz über.

Grauen greift ihm eilig zu Herzen: der Dampfer sinkt! Er rümpft los: kein Boot mehr in den Kränen! Leer und lose schweben die Belegblöcke im Schaufeln der Dämmung gegen die Eisenwandung.

Es sind immer politische Sonderfälle, die die Aufmerksamkeit auf sonst kaum bekannte und so abseits gelegene Städte lenken. Rütten war eine historische Notiz, bis plötzlich der Ruf der Schwärzen Reichswehr dem Namen zu neuer „Berühmtheit“ verhalf. Und nun haben kürzlich die Richter zweier Instanzen Prenzau zu einem „Fall“ gemacht. Der Vorgang ist bekannt: Ein Stahlhelmführer hatte in öffentlicher Versammlung erklärt: „Aus Verrat und Meuterei ist der heutige Staat geboren,“ und der Amtsrichter und die Straßammerichter in Prenzau fällten im Namen des Volkes das Urteil, daß diese Neuerung keine Beschimpfung der Republik sei, weil mit ihr nicht der heutige Staat, sondern nur seine Entstehung gemeint gewesen sei, womit wohl diese Entsehung als gerichtsnotorisch festgelegt gelten soll.

Prenzau — Prenzau...? Im westlichen Deutschland nahm man den Atlas zur Hand und „entdeckte“ die Stadt im Norden der Uckermark, wo man schon bald in Pommern ist. Da oben also liegt es; und man fand das Urteil nun schon begreiflicher. Es fiel wie Scheinwerferlicht auf ein Stück unbekanntes, politisch beinahe noch nicht ganz erforschtes Deutschland, das der Reisende auf der Fahrt Berlin-Stettin vom Schnellzugfenster aus nur flüchtig betrachtet.

Wie sieht so eine Stadt, die zum politischen „Fall“ wird, aus? Uckermark — bei diesem Namen stellt man sich langweilige Kartoffel- und Rübenfelder vor, uckermärktischen Tabak, Agrarland, Verwalter in Schaffstiefeln, schwere Gespanne in schwerer Erde. Das stimmt ungefähr für den Umkreis der Stadt Prenzau. Die südliche Uckermark um Pöken und Templin, zwischen dem Strehlin und dem Werbellinsee aber ist eine der schönsten Landschaften der Mark. Sie wirkt wie ein grün ausgeschlagener Spiegelsee: See an See ist blank eingelassen in die Pracht der Wälder, Kiefernwälder, in denen die Wacholderbüsche stehen wie feierliche Flammen, mit einer hellgrünen Lichtkontur um den dunkelgrünen, silberbereiten Kern, Laubwälder, lauer und mächtig gebausht um die wallenden Säume hellen Wassers. Tagelang kann man im Boot auf dem Wasser leben und durch schmale Kanäle, in denen unzählbar die Schmutzhalen der Seerosen schwimmen, aus einem See in den andern fahren. Jede Stadt hat ihre lodenden Seuer, Templin, noch fest umschlossen von seiner mittelalterlichen Stadtmauer, Lyden, das beinahe im Wasser liegt, Prenzau am lichten Ufer des Uckersees. Die weißen schwingenden Segel gehören zum Bild dieser Städte wie ihre

Fanny wußte nicht, was sie sagen sollte, wußte nicht, ob er ihrer Erklärung glauben würde. Gegen ihren Willen fing sie an zu weinen... „Soll ich deine Tränen als ein Geständnis ansehen?“

Da weinte sie heftig und nervös — und mitten unter Tränen und Schluchzen kam das wahre Bekenntnis...

Er hörte ihr zu, während er sie unverwandt anblickte. Er verstand und begriff, daß sie die Wahrheit sprach, aber es wurde doch schwer, ihr die Unruhe und die Qualen all dieser Tage zu verzeihen. Schließlich sagte er:

„Ich gebe zu, daß ich mich fast mit meiner Arbeit beschäftige und mich nicht um dich gekümmert habe — aber jetzt hast du mir ja eine teure Lektion gegeben — und dann ist da noch etwas — was du mir bis jetzt noch nicht erklärt hast, die Sache mit dem Veilchenstrauch, Fanny? Welche Erklärung hast du dafür? Der gehörte doch noch nicht zu deinem Arrangement?“

Da lächelte Fanny matt: „Den Veilchenstrauch — habe — ich — von dem Abteilungschef im Kaufhaus bekommen — ein ekelhafter Kerl nebenbei — ich kann ihn nicht austehen —“

Das herrenlose Schiff

So gurtet er eilig an Rettungsringen zusammen, so viele er findet, und vertaut sie griffbereit am Fallreep. Noch einmal schaut er um sich, denn ein langes Besinnen gab es nun nicht mehr, sonst zieht ihn der Sog des sinkenden Riesen in seinen tödlichen Schlund — aber er merkt verblüfft, daß die Schrägseilung nicht im geringsten zugenommen hat.

Und alle Kenntnisse und Erfahrungen, die er auf Dampferfahrten der heimatischen Küstenlinien gesammelt, erwachen. Er lauscht durch ein Lug in den Niedergang hinunter. Kein Ledwasser rauscht.

Er springt die Steiltreppe hinab. Alle Schotten sind undicht. Alte Droschke, dieser Schmol-Ober! Der Heizraum steht luftleer knietief unter Wasser, das an den Spanten schmierig hochgeschwappt. Aber hinter der Maschine macht er die seltsame Entdeckung: ein Pumpenventil ist geöffnet und die Rohrverschlüsse scheinen abgeschraubt; die Öffnung, dem Einströmen der See freigegeben, hat sich mit irgendeinem draußen treibenden Bündel zugelegt, da der Wasserdruck ja gewaltig saugte.

Und Pitt findet den Ventilhebel, schließt dies verbrecherisch geschaffene Leck, das aus dem morschen Rahn einen fetten Seeschadensgewinn herauszuziehen sollte.

An Bord zurückgeführt, entzündete er alle verfügbaren Lichter und Laternen und macht sich am Nebelhorn bequem, während der Dampfer steuerlos quer den Wellen treibt.

Bis der Morgen heraufdämmert, frische Frühbrise den Nebel zerfetzt und verjagt und Dampfer in Sicht kommen, denen Pitt notdürftig signalisiert.

So schleppt ihn denn nach einigen Stunden eine stramme Barlasse ab in den nächsten englischen Hafen.

Und nicht lange darauf ist Pitt feizender Inhaber eines saftigen Pfundscheids der Schiffsversicherung, während ein Reeder und seine dunklen Brüder einige finstere Zählreien lang über den vom Himmel gefallenen Ersatz-Kapital wetttern dürfen.

Und ein altes Dodelgönner Fischerpaar erhielt durch gleichen Boten eine Schredenstunde aus Portugal und einen Hurrahbrief aus England, so daß die Elternaugen sich arg feucht anblinzelten.

Ausflug nach Prenzau

Backsteinkirchen, ihre wehrhaften Tore und Türme, rot und kantig eingefügt in das Konglomerat der Stadtmauer, in der alle Gesteine vermauert wurden, die die Gletscher der Eiszeit aus dem Norden hierher auf den flachen Boden der Mark wälzten.

Aus diesen Wäldern fährt man in die offene Agrarlandschaft um Prenzau. Landstragen ziehen endlose weißblaue Bänder durch das Ackerland. Blühende Lupinenfelder leuchten im Herbst. Aus weiter Ferne schon erhebt als Wahrzeichen der Landschaft die Prenzauer Marienkirche ihre beiden kantigen Türme hoch über die Fläche. Um die Kirche wäre eine lebhaft anschauliche Stadt zu denken, aber man kommt nur in eine abseitige, in sich selbst beharrende Provinzstadt mit knapp 22.000 Einwohnern.

Die Geschichte der Stadt ist eine Variante der Geschichte der meisten ostelbischen Kolonialstädte. Die Pommern bauen im 12. Jahrhundert eine Burg am Nordende des großen Uckersees, die den Uebergang über Ucker und damit die Pforte nach Pommern bewacht. Um die vielumkämpfte Burg entsteht auf den flachen Anhöhen über dem See Prenzau als typische Kolonialgründung, der im 13. Jahrhundert das Stadtrecht verliehen wird. Die gitterrostartige Anlage der Straßen mit dem Markt in der Mitte ist bis heute unverändert geblieben, und auch die Stadtmauer, die Wehrtürme und Weichhäuser haben sich erhalten; man kann jetzt noch längs der Mauer den alten engen Umkreis der Stadt abzeichnen, die schon früh vorstädtische Ausläufer seawärts ins Niederbrück ausstreckte. Im 13. Jahrhundert wird Prenzau brandenburgisch, aber medienburgisch, brandenburgisch und dänische Oberhoheit wechseln noch mehrmals miteinander ab. Es gibt Kämpfe mit den Pommern, und als im 15. Jahrhundert zwei Bürgermeister, Belg und Grieben, die Stadt an die Pommern verraten, werden sie auf dem Marktplatz hingerichtet, nachdem man jedem die rechte Hand abgehauen hat. Die Stätte der Hinrichtung ist im Marktplatzpflaster kenntlich gemacht und die abgehauenen Hände werden im Museum aufbewahrt. Pestjahre, Kriegsnöte und Stadtbrände dezimieren die Stadt immer wieder von neuem; zuletzt verwüsteten 1806 napoleonische Truppen die Stadt.

Alle Fährnisse überdauert, wenn auch mit einigen Schrammen, die Marienkirche, eine der schönsten Backsteinkirchen der Mark, hoch über die Dächer der beschiedenen Häuser aufsteigend. Den berühmten Prachtgiebel überpinnt das raffinierte Schmuckwerk der vier durchbrochenen Winperge mit einem bewundernswerten steinernen Spitzengewebe. Auch der Innenraum wirkt

gewaltig; nicht so der Küster, der uns erst gewährte, als wir schon wieder durch das offenstehende Portal ins Freie traten, und der nun eilig aus dem fernsten Winkel der Kirche herbeikam und von jedem dreißig Pfennige für die Besichtigung der Kirche einlieferte, ohne sich weiter bemüht zu haben.

Man jammert darüber nach: in welcher großartigen Wägen dachten die Erbauer einer solchen Kirche, die wie eine Burg Gottes die Landschaft beherrscht, welche Zukunft einer Stadt erwarteten sie um ihr Werk, und welche in der Vergangenheit stehengebliebene Kleinstadt nicht nun um diesen mächtigen Bau. Viele Bau- denkmäler stehen noch da, aber es ist nichts nachgewachsen. Prenzlau liegt anderthalb Schnellzugstunden von Berlin entfernt, aber der Reisende im Schnellzug sieht nur flüchtig auf: Prenzlau? — Wann sind wir in Stettin?

„Das märkische Rothenburg“ nennt sich Prenzlau, wenn es sich in Empfehlung bringen will. Man ist hier oben freigebig mit solchen Beinamen. Auch Neubrandenburg, die einstige märkische Vorderstadt im Mecklenburgischen vergleicht sich mit Rothenburg, und Lychen nennt sich gar „das märkische Inter-laken“. Dagegen: Rothenburg hat bis heute darauf verzichtet, sich das süddeutsche Prenzlau zu nennen.

Mit der Stadt ist man bald fertig. Vom Mittelst, einem merkwürdigen Wehrturm, der einen quadratischen Unterbau, einen achteckigen Wehrgang, einen runden Oberbau mit Zinnen- krantz und einen spitzen Steinhelm fest und mächtig übereinander baut, steigt man wieder hinauf zum Markt, auf dem vorm Rat- haus Friedrich der Große, Wilhelm I., Bismarck, Moltke und Luther in Bronze das rechte oder das linke Bein vorstellen; ein Apotheker hat sie gestiftet. Man rastet im einzigen Cafee der Stadt, in dem es zwischen grellen Farben und üppigem Deforations- stich ziemlich muffig riecht, und bewundert den reichen Aushang völkischer Zeitungen — man weiß, wo man ist.

Dann schlendert man hinunter zum weit entspannten Ueber- see. In den Anlagen am See steht ein Ehrenmal für die Opfer des Weltkrieges. Ein Genius schwingt sich aus Altarflammen auf- wärts, aber auch dieser symbolische Jüngling zuckt schon wieder das Schwert. Die Inschriften nennen lateinisch fürchterliche Zah- len: „Reserve-Infanterie-Regiment 207 seinen gefallenen 2410 Soldaten.“ „Den 3800 gefallenen Kriegern des Brandenburgische Infanterie-Regiment 64 — Herr, mach uns frei.“ Darum wohl das Schwert in der Hand des Genies.

In der Nähe dieses Ehrenmals steht eine Bank, und auf dieser Bank wird an kommenden schönen Frühlingstagen manch- mal ein deutscher Richter sitzen und in seiner Brust die Ueber- zeugung, daß die mit dem Blute auch dieser 2410 und 3800 Opfer gekaufte Republik aus Verrat und Meuterei entstanden ist.

Edgar Hahnwald.

Bambulos Abenteuer

Von E. Jourrier.

Auf dem Kapuziner-Boulevard in Paris trat ein elegant ge- kleideter Neger an einen Fiaker heran und sagte in gebrochenem Französisch: „Sind Sie frei? Ich möchte mit Ihrem Wagen fahren.“

„Wohin?“ fragte der Fiaker, den der Anblick des Schwarzen sichtlich in gute Laune versetzt hatte. „Der gute weiße Mensch wird den kleinen Neger fahren, aber in welcher Richtung?“

„In das Ministerium des Innern.“

„Aha. Ministerium des Innern. Versteht schon. Hast du aber, Freundchen, Geld?“ Der Fiaker machte mit der Hand die Gebärde des Geldzählens. Der Neger nickte bejahend.

„Riesch also hinein, Affenbruder.“ sagte der Fiaker und bedeutete dem Schwarzen einzusteigen.

„Nein,“ murmelte der Fiaker, „das ist unerhört. Ein Neger will einem Weißen Befehle erteilen. Gut, ich werde dich schon ins Ministerium des Innern fahren, aber erst dann, bis ich Zeit und Lust habe. Dieser Sklave scheint mir überhaupt ein richtiger Frechdachs zu sein. — Aber warte nur, Bambulo, du wirst schon noch Gehuld lernen!“

Der Fiaker lenkte ruhig sein Behikel in die dem Ministerium des Innern entgegengesetzte Richtung und begann in gemäch- lichem Schritt über die Boulevards zu fahren.

Die Passanten blieben stehen und zeigten mit Fingern auf den Neger. Der Fiaker wurde stolz.

„Mein Negerlein hat Glück,“ sagte er sich. „Wie wäre es aber, wenn ich jetzt einen kleinen Besuch machen würde. So lange schon war ich nicht bei meinem kreutzbraven Manigon, dem Weinstubenbesitzer. Fahren wir zu ihm. Wird der aber Augen machen, wenn ich ihm meinen kleinen Neger zeige!“

Der kreutzbrave Manigon wohnte an der Stadtgrenze.

Langsam Schrittes lenkte nun der Fiaker, über Faubourg du Temple fahrend, seinen Wagen in die Richtung Bellevilles und kam endlich in schmales, schmuckiges Gäßchen, wo aus den verschmierten Fenstern ekelstachelnde Fäkalien heraushingen.

Einer Weinstube gegenüber hielt er die Pferde an. Hier wohnte sein Freund Manigon. Der Neger spähte nach allen Rich- tungen und bemühte sich vergeblich, das Gebäude des Ministeriums zu finden. „Wo ist das Ministerium?“ fragte er den Fiaker.

Die Schreibmaschine

„Ist der Herr Präsident hier?“ fragte der junge Mann den Kellner. — „Gewiß,“ nickte der, „aber er spricht mit Seiner Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister. Ich glaube nicht, daß er gestört sein will.“ — „Aber ich habe eine dringende Depesche für ihn abzugeben.“ — „Wenn Sie es wagen wollen, ihn zu stören — dort in der Nische sitzt er.“

Juan Estevez bahnte sich einen Weg durch die eng zu- sammengestellten Tische des Kaffeehauses. Sein Herz klopfte bis zum Halse hinaus, sein Atem war schwer und bitter, seine Hand, die ein Depeschenformular hielt, zitterte heftig. Als er vor dem Präsidenten stand, wäre er bald umgeknien.

„Herr Präsident,“ stammelte er kaum hörbar, „eine Depesche für Sie!“ Der Präsident sah auf, streckte die Hand aus und nahm das Papier in Empfang.

Als er zu lesen begann, zog Estevez den Revolver und gab schnell hintereinander vier Schüsse auf den Präsidenten ab.

Das Publikum hatte die Schüsse gehört, zunächst jedoch nicht verstanden, was sich ereignete. Als es begriff, stürzten gleich Dutzende hinzu und bemächtigten sich Juans, der stumm alles mit sich gesehen ließ. Polizei kam und führte ihn fort.

Wenige Minuten danach starb der Präsident an seinen vier Wunden, ohne noch einmal zum Bewußtsein zu gelangen.

Eine Stunde später wurde der Zeitung „Diario“ durch den Postboten, versteckt in einer Fülle von Manuskriptsendungen, der Brief Juan Estevez überreicht. Dieser Brief lautete:

„Sehr geehrte Redaktion! Wenn Sie diesen Brief erhalten, wird es schon geschehen sein. Sie waren es, die mich auf den Weg der Erkenntnis führten, der Erkenntnis, daß der Präsident unseres Staates ein Schädling am Volksganzen ist und den Tod verdient. Ich habe beschlossen, eine männliche Tat zu begehen und ihn zu ermorden. Ob es gelungen ist, werden Sie bei Empfang dieses Briefes schon wissen. Mit freudlichem Gruß Juan Estevez.“

In hemmungslosem Entsetzen las Julia de Anverras, der Chefredakteur des „Diario“, den Brief durch, wuschte sich die Stirn ab und reichte ihn wortlos seinem politischen Redakteur Pedro Rodriguez. Wenige Minuten später war das Schreiben verbrannt.

„Seitdem er von uns ermordet worden ist, seine Gedanken über Politik zu Papier zu bringen, hat ihn der Wahnsinn gefaßt. Hätten wir uns nur nicht mit ihm eingelassen! Hätten wir seine Aufsätze doch nur nicht gedruckt! Und ich Idiot habe ihm auch noch eine Schreibmaschine gekauft, um ihm die Arbeit zu erleichtern. Wenn es auch nur eine alte Maschine war — sie wird jetzt teuer mit zwei Menschenleben bezahlt!“

„Gleich, Freundchen, gleich. Hast du es aber eilig! Bleib nur schön ruhig sitzen. Auf die Pferde wirst du mir aufpassen.“

Manigon stand vor dem Lokal. Nachdem es bekannt wurde, daß ein Neger da sei, kamen Manigons Frau und Kinder, ferner alle Gäste, nebenbei gesagt, Individuen mit der Miene von Raubmördern, herausgelaufen und gafften den Neger in der unverkennlichsten Weise an. „Ist das aber ein Aff!“ sagte das Töchterchen Manigons. Der Fiaker betrat das Lokal, drückte allen Anwesenden die Hand und bestellte ein Glas Wein.

„Ist mein Neger vielleicht nicht schön?“ fragte er stolz.

Der Schwarze befandte indessen im Wagen die größte Un- gebuld. „Beruhige dich nur, Bambulo,“ rief ihm der Fiaker zu.

„Stellst euch vor, meine Herrschaften, dieses Schicksal will ins Ministerium des Innern fahren. Ein sonderbarer Kauz, was? — Habt ihr schon wann gesehen, daß ein Neger einem Weißen Befehle erteilt? — Ich habe diesen arroganten Pa- dian absichtlich hergebracht, damit ihr ihn anschauen könnt? — Dann fahren wir noch für eine Weile zum Rathausbazar, denn ich muß für meine Alte ein paar Töpfe kaufen. Die Fahrt muß er selbstredend bezahlen, das steht fest.“

Alle Anwesenden stimmten dem Fiaker unter Lachen zu.

„Oh, wie schwarz er nur ist,“ ließ sich das Töchterchen Ma- nigons wieder hören und gaffte den Neger unablässig an.

„Sind seine Füße auch so schwarz?“

„Man muß ihn fragen“, antwortete der Fiaker. „Soll ich ihm befehlen, die Schuhe auszuziehen?“

„Unnütze Mühe,“ bemerkte der alte Manigon. „Seine Platt- füße sind unzweifelhaft genau so schwarz wie sein Gesicht.“

Der Fiaker begann jetzt allerhand Interessantes über die Neger zu erzählen. „Bei den Negern,“ sagte er, „gehen alle Splitternackts herum.“

„Das ist doch unmöglich,“ entrüstete sich Frau Manigons.

„Und doch ist es so. Wenn sie in Europa sind, da ziehen sie sich an, denn hier ist es verboten, nackt herumzulaufen.“

„Und was essen diese Menschen?“ fragte die Frau des Wein- händlers.

„Rohe Kaninchen, lebende Schlangen, brennendes Berg,“ beeilte sich der Fiaker zu erklären.

„Schredlich!“

Rodriguez erwiderte: „Überlege lieber, was zu tun ist! Wir müssen versuchen, unsere Briefe, die wir ihm geschrieben haben, wieder zu bekommen, denn sonst sind wir ruiniert. Und die Schreibmaschine auch. Wer weiß, vielleicht kommt es heraus, daß sie von uns ist. Nimm ein Auto und fahre sofort nach seiner Wohnung, Calle Fernandez 18, im zweiten Stock.“

Julio de Anverras sagte kein Wort weiter, sondern rannte die Treppe hinunter, stürzte sich ins Auto und fuhr nach der Calle Fernandez. Die ganze Straße wimmelte von Neugierigen.

Das Haus Nr. 18 war abgesperrt und wie Julio unschwer ermitteln konnte, war die Wohnung Juans, des Mörders, poli- zeilich gesperrt worden. Und das bedeutete tatsächlich den Ruin des „Diario“, denn nach dem Bekanntwerden des Zusammen- bebens dieser Zeitung mit dem Mörder stürmten erregte Volks- massen das Verlagshaus und zertrümmerten, was nicht nie- und nagelsteif war. Aber was uns hier interessiert, ist nur noch die Schreibmaschine, dieses Teufelsgeheimnis der Redaktion an den ver- wirrten Schwärmer Juan. In einer seltsamen Form erhielt Juan einen Gruß von dieser Maschine. Wenige Tage, nachdem das Todesurteil gegen ihn ausgesprochen worden war, erhielt er eine schriftliche Mitteilung des Urteils und seine Begründung. Juan warf den Bogen erst achlos in eine Ecke seiner Zelle, hob ihn aber nach zwei Stunden doch auf und las die Begründung des Gerichtes durch. Und er erschrak, als er sie las.

Denn diese Urteilsbegründung war — mit seiner Schreib- maschine geschrieben. Er erkannte sofort die veralteten Typen- formen wieder, er sah auf den ersten Blick, daß das i, das m, das r und das h schabhaft waren. Mit seiner Maschine war das Urteil geschrieben! Von dem Wärtler seiner Zelle erfuhr er, daß sein Eigentum veräußert war und daß das Amtsgericht verschie- denen davon erstanden hätte, ob die Schreibmaschine dabei war, wußte der Wärtler nicht, hielt es aber für möglich.

Immer und immer wieder las Juan nach dieser Erklärung das Schriftstück durch. Diese Maschine also, mit der er hundertfachte Leitarbeit gegen den Präsidenten geschrieben hatte, griff noch einmal in sein Leben! Als ob sie Rache nehmen wollte für die tödlichen Worte, die auf ihr geschrieben worden waren, blutige, fürchterliche Rache! Das war ein Zeichen des Schicksals, dachte Juan.

Als in derselben Nacht das Gefängnis von Revolutionären überfallen wurde, die Juan befreien wollten, fanden sie ihn tot. Er hatte sich am Fenstergitter erhängt. In seiner Hand fanden sie die Urteilsurkunde, die er im letzten Schmerz des Todes zusammengeballt hatte, einen mit Schreibmaschine geschriebenen Bogen, den sie achlos beiseite warfen.

„Auf einem Jahrmarkt habe ich einen Neger gesehen, der hat Tabakblätter gestessen,“ sagte einer der Anwesenden.

„Ja, Tabakblätter fressen sie auch,“ bestätigte der Fiaker mit wissenschaftlichem Ernst.

„Vielleicht haben diese Kerle deshalb eine so schwarze Haut,“ verjette Manigon nachdenklich.

„Sehr leicht möglich!“

„Könnte man ihm nicht ein Gläschen Wein anbieten?“ — schlug jemand vor.

„Das würde er nicht verstehen,“ sagte der Fiaker mit Ent- schiedenheit und beschloß, die unterbrochene Fahrt endlich fort- zusetzen.

„Ins Ministerium des Innern,“ stammelte der Neger rade- brechend.

„Nichts anderes kann der Kerl sagen, außer das. Nur ge- mach, mein Sohn, Aufregung tut nicht gut. Ich werde dich dort- hin führen, wo ich will.“

Nachdem er sich von seinen Freunden verabschiedet hatte, nahm der Fiaker wieder seinen Platz auf dem Kutschbock ein und fuhr zurück. Als der Wagen auf den Republikplatz kam, zog der Neger, der offensichtlich bereits im höchsten Grade unge- duldig war, seine Uhr aus der Tasche und bedeutete dem Fiaker mit Gesten, er möge ihm auf dem Zifferblatt zeigen, um wieviel Uhr sie bei dem Gebäude des Ministeriums des Innern antom- men würden. Der Fiaker zeigte auf neun Uhr.

Der Neger schien verzweifelt zu sein. Er murmelte etwas in einer dem Fiaker unverständlichen Sprache und tat eine Handbewegung, als wollte er andeuten, daß es notwendig sei, die Pferde zu rascherem Tempo anzutreiben.

„Was, ich soll vielleicht meine Pferde schlagen?“ rief der Fiaker entrüstet. „Du bist unverkennbar, mein liebes Negerlein. Einem Schwarzen zuliebe soll ich meine Pferde schinden — ha, da kannst du lang warten, du Affenkönig!“

Nachdem er das gesagt hatte, lenkte er den Wagen in die Rivoli- gasse und blieb vor dem Rathausbazar stehen.

„Ministerium des Innern,“ wiederholte der Neger fortwäh- rend und stampfte vor Ungebuld mit den Füßen.

„Der arme Tropf glaubt, der Bazar ist das Ministerium des Innern! Ha, ha, das ist wirklich nicht schlecht!“

Der Neger wollte aussteigen, doch der Fiaker stellte sich ihm mit der Peitsche in der Hand entgegen und verhinderte ihn daran.

„Rühr dich nicht, schwarzer Esel, das ist noch nicht das Mi- nisterium.“

„Rasch ins Ministerium des Innern!“

„Oh, wir haben noch Zeit! Schaut euch nur an, wie es dieser Kannibale eilig hat!“ Er ging in den Bazar, kaufte einige Töpfe und legte sie in den Wagen neben seinen Fahrgast.

„Daß du mir darauf obacht gibst, Bambulo!“ sagte er. „So und jetzt fahren wir ein wenig auf die Boulevards. Vor dem Essen wird ein Glas Absinth sehr gut schmecken.“

Auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle hielt er vor einer Weinhandlung, bestellte einen Grünen und setzte sich auf die Terrasse. Plötzlich aber geschah etwas Unerwartetes. Der Neger sprang aus dem Wagen und begann davonzulaufen.

„Mein Sklave brennt mir durch und die Fahrt ist nicht be- zahlt!“ schrie der Fiaker wie besessen. „Haltet ihn auf, den schwarzen Affen, er hat mich geprellt!“

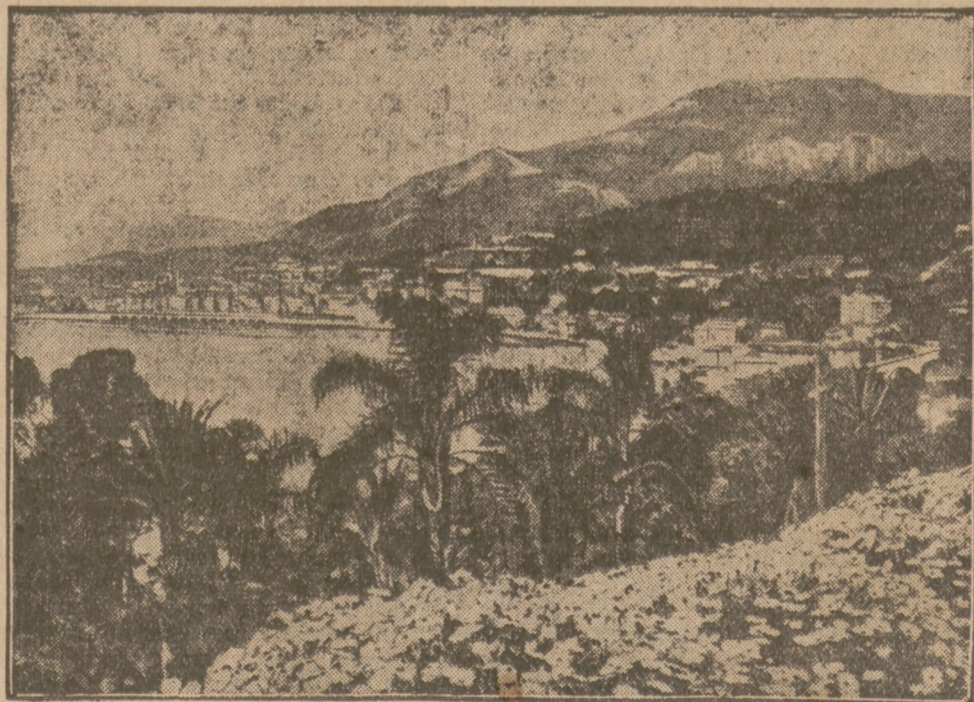
Der Neger jedoch trat an einen Wachtmann heran und gab ihm unter Zuhilfenahme einiger Passanten den ganzen Sachver- halt zu verstehen. Und zur Legitimierung entnahm er seiner Brieftasche eine Visittarte, auf der folgendes zu lesen war:

J. Kanabuela,

Minister des Innern der Republik Haiti.

Der Fiaker wurde auf das Polizeikommissariat abgeführt und der Neger setzte seinen Weg zu Fuß fort. Nach eingehender Untersuchung der ganzen Angelegenheit verurteilte man den Fiaker zu zwei Wochen Arrest, damit er Zeit und Mühe habe, nachzudenken, ob nicht unter Umständen auch ein Neger einem Weißen Aufträge erteilen dürfe.

(Autor: Uebersetzung aus dem Französischen.)



Frühling an der Riviera bei Mentone

Auch hier ist in diesem Jahre der Frühling sehr viel später eingezogen als sonst.



Rotes Ostern

Ob auch die Iron, das täglich neue Wissen,
Den letzten Lebensmut bringt zum Entgleiten —
Ob tausend Wunder uns in Redegüssen
Mit Bibelwort und Jenseithoffnung speisen —
Ob selbst das Blut, das allezeit rebelle,
Der wache Geist, der kämpfend uns durchwühlte,
Nun friedlich wirken an verwünschter Stelle,
An die uns Proletariatschicksal spülte —

Wir tragen doch, trotz Hunger, Not und Sorgen,
Im tiefsten Herz und Wesen eingeschlossen,
Den Glauben an ein bess'res, schön'res Morgen,
An eine Zeit, von Menschlichkeit durchflossen.
Die Geißel trüber Industriepiraten,
Sie kann den Sieg wohl hindern, nie vereiteln,
Denn blutig werden ihre Greuelkaten
Einst auch den letzten Gräberhügel scheitern.

Dann wird ein Ostern werden ohnegleichen.
Der Kampf ist aus. Die müden Hände sinken,
Die Welt wird neu im schönsten Liebeszeichen,
Aus dem Millionen die Erlösung trinken.
Die Sehnsucht reißt, die jahrlang nie gestillte.
Das rote Banner schwingt ob Stadt und Landen.
Der Menschheit schöner Traum formt sich zum Bilde:
In Glück und Frieden ist sie aufgestanden!
Paul W. Eisold.

Auferstehung

Das Ostern der christlichen Welt setzt Glauben an das Unglaubliche voraus. Ein Ereignis, das alle Erfahrungsgeetze sprengt, wird als geschehen berichtet; die Auferstehung des Gekreuzigten!

Das Leben Jesu — mehr Dichtung als Wahrheit! — mußte notwendigerweise zu einem grandiosen Ende geführt werden; die Jünger wie die frommen Schriftsteller hatten durchaus Gefühl für das Wirkungslos nicht nur, sondern auch für den großen Rhythmus einer solchen Vorführung ins Metaphysische.

In einer unerhörten Selbstopferung, die mit einer über jede Berechnung hinausreichenden Intimitätlichkeit die Apotheose erzwingt, ließe sich der Mann aus Nazareth dem Geseß und der Gewalt aus; von heute aus, durch die verschieden dichten Mittel der „Quellen“ gesehen, erscheint das als Gipfelpunkt einer ekstatischen Gewaltlosigkeit und Hingabe. Aber es empfiehlt sich ganz nüchtern die Situation abzutasten, die erkennbar ist unter allem verklärenden Drum und Dran, und die Zwangsläufigkeit dieses Aufschlusses nicht zu übersehen. Die Masse damals, die Jünger selbst, alle Mittelebenen schließlich, kamen zu der ärgerlichen Formulierung: er hat sich selbst nicht helfen können, er hat aufgegeben!

Was lag näher als diesen elenden Tod vergessen zu machen durch die Überwindung des Todes! Es mußte offenbar werden, daß hier einer mehr vermochte als den Tod nur verhindern: den Tod besiegen!

Die Dichtung drängt sich in dieser Fabelführung geradezu hervor, sie zerstört mit der überirdischen Steigerung das große Format der menschlichen Gestalt. Die „Quellen“ schmieden bereits unangenehm nach theologischer Spekulation. Ohne Zweifel ist ihr eine ganze Welt erlegen, ohne Zweifel auch beginnen in den krampfhaften Zudungen der Kirchen sich die Geburten neuer Reformen anzukündigen, die verjüngen wollen, aber

Ostern

Von Emil Felden.

Am Osterfest wird von Leben und Auferstehung gesprochen. Dabei denken die einen an ein geschichtliches Ereignis, das sich vor bald zwei Jahrtausenden im kleinen Palästina abgespielt haben soll: ein Gekreuzigter, der dem Volke nichts als Liebe erwiesen hatte, aber, von ihm verlassen, von den Machthabern geißelt und begraben worden, sei aus dem Grabe wieder aufgestanden. Die anderen meinen, wohl mit Recht, daß diese Erzählung nicht als geschichtliche Tatsache gewertet werden dürfe, vielmehr sei sie sinnbildliche Einkleidung der großen Wahrheit: daß das Gute nicht sterben kann; der Gewalthaber meint zwar, es umgebracht und bei Seite geschafft zu haben, allein er täuscht sich; das Gute, das dem Leben wirklich dient, kann nicht getötet werden; es sprengt zu gegebener Zeit die einengende Grabeshülle, ersteht lebenskräftig aus Nacht und Tod und entfaltet sich in neuer, vollkommener Gestalt!

Dieser letzte Gedanke beherrscht tatsächlich Ostern. Auch bei jenen, die an dem Wortlaut der Ostergeschichte gläubig festhalten. Dieser Gedanke ist ja der große, hoffnungsvolle, aufrichtende Glaube aller derer, die sich für etwas einsetzten, das größer ist als sie: für die Sache des Volkes und der Menschheit.

So ist er auch die Zuversicht des Sozialisten.

Wir wollen uns das „ewige Leben“ nicht erkaufen durch Teilnahme an allerhand für heilig erklärten Handlungen, die dem „armen Sünder“ die Gewißheit geben sollen, einstmals aus dem Grabe aufzuerstehen, um in einem besseren Jenseits weiterzuleben. Nein. Wir wollen uns das ewige Leben selbst eringen. Durch die Tat! Jeder strebende Mensch hat die Kraft, der Sozialist den Willen dazu! Darum ist uns das Diesseits wichtiger als ein gelaubtes Jenseits. Hier ist die Bahn, da wir laufen müssen. Hier auf Erden allein müssen wir die Siegerkrone erlangen. Hier können wir den Tod besiegen — durch unser Wirken. Wir sprechen mit Faust:

Das Dürben kann mich wenig kümmern.
Schlägt du erst diese Welt in Trümmern,
Die andre mag darnach entstehen.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden.
Und diese Sonne scheint meinen Leiden...
Der Erdkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.
Ihr, wer darhinst die Augen blinzeln und richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet.
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“

Nein, zum Tüchtigen spricht sie in lauter Sprache. Wir brauchen ihr nur mit wachen Sinnen zu lauschen. Tut es, Genossen! Deutet ihre Sprache. Jetzt, z. B. zu Ostern. Tot war

alles im Winter? Es schien tot zu sein. Aber — es erwacht zu neuem Leben! Seht das Ei, das Sinnbild des Osterfestes! Es scheint ein toter Gegenstand zu sein. Wir wissen aber, daß es Träger des Lebens ist. Aber erst muß sich dies Leben in ihm entwickeln, dann muß die Schale brechen. Und bricht sie nicht von selbst, will sie sich auf Kosten des werdenden erhalten, dann helfen wir Menschen nach und zerbrechen sie, damit das Neue zum Sonnenlicht, zur Auferstehung gelangen kann.

Blickt umher. Überall seht ihr die alte Schale des werdenden fesseln, das uns oft hänge werden will ob ihrer Härte und Kraft. Aber alle, die Osterglauben in sich tragen, also alle, die mit guten, klaren Augen Welt und Leben betrachten, wissen: die Schale wird bersten zur gegebenen Zeit! Und wir, wir Sozialisten, sind diejenigen, die dann nachhelfen werden, das zu befreien, was sie wie ein Grab umschließt. Zerbrochen werden muß die Schale des Machtstaates, die das zur Sonne sich emporringende Volk noch immer unten halten will trotz aller Erdrungen der Revolution. Zerbrochen werden muß die Schale des Militarismus, der in der Zeit des Völkerbundes bei allen Völkern Dogma feiert. Zerbrochen werden muß die Schale der Reaktion, die in Kirche und Staat durch Auslieferung der Schule an den Alerus das Volk im Grabe engstirnigen konfessionellen Denkens fesseln und verkommen lassen will. Die alle diese kleinen Dracheneier umschließende Schale ist der Kapitalismus! Aber in seinem Schoße reißt wie im Ei das Rädchen, die neue Gesellschaftsordnung heran. Auch diese Schale wird brechen. Siegend steigt dann eine neue Ordnung aus dem Grabe des Alten empor.

Aber erst müssen noch andere Schalen brechen, die uns Sozialisten umschließen. Die Schale des Eigennutzes, der die Arbeitererschaft an einem festen Zusammenschluß hindert, obwohl sie durch ihren Leidensweg belehrt sein müßte, daß die starke kapitalistische Grabeshülle nur durch treues Zusammenstehen, wie es Genossen gleichen Schicksals gezeimt, besiegt werden kann. Nur dann können wir dem sich emporrichtenden Neuen helfen, wenn wir immer unsere Pflicht als Proletarier erfüllen. Wie oft haben wir Gelegenheit dazu. Laßt uns z. B. nur an die kommenden Wahlen denken! Werden wir stark genug sein, die uns einengende Schale zu sprengen? Laßt den Zweifel fahren, Genossen! Wir haben die Kraft. Glaubt an euch selbst, und ihr werdet siegen! „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“ Sie spricht in lauter Sprache. Sie weiß uns große Aufgaben zu. „Heraus aus deinem Grabe“, ruft sie dem Proletarier zu. „Warte nicht darauf, daß fremde Erlöser es sprengen — nein, sprengt es selbst mit uestlicher Lebenskraft. Die Schale ist schon morisch, so fest sie auch scheint. Keine Angst, du wirst sie zertrümmert sehen. Wirke — und du lebst. Selbst dann, wenn du, der Einzelne, dem Feindlichen deinen Tribut mit dem Leben bezahlst. Du lebst weiter in deiner siegenden, auferstehenden Klasse... dem Proletariat!

die Auferstehung aus dem Mysticism der Auferstehung wird nirgends ernstlich vorbereitet. Für uns aber ist diese Auferstehung ein Anfang nur einer die gesamte äußere und innere Welt umschichtenden Menschwerdung! Ueber alle großen Erkenntnisse verteilt, gibt es heute Vollgläubige und Teufelgläubige, Eiferer und Gleichgültige. Für jene gibt es kein Deuteln am Wort und kein Kompromiß mit der Vernunft — die ratio hat in der Kirche zu schweigen! — alles, was die Schrift berichtet, ist „Tatsachenbericht“, wenn man auch zugeben muß, daß dieser Tatsachenbericht eine recht beträchtliche Zeit später geschrieben und dann immer wieder überliefert worden ist;

für diese erscheint das Wunderbare im Leben Jesu beinahe nebenächlich und vielfach aufklärbar aus Erkenntnissen unserer Wissenschaft von der Seele: der Mensch des neuen Menschentums, der einen beglückenden Himmel aufwölbt von innen her, würde namentlich in protestantischer Welt gern geformt. Aus dem Gerank der legendären Episoden, aus dem Didakt mythischer Ueberwucherung entstand Christus der Mensch! Im wesentlichen wenigstens.

Das Epos selbst webte weiter zwischen Himmel und Erde. Auch über die, die auf Klarheit und Wahrheit aus waren und aus sind, hatte und hat es noch seltsame Macht. Der Auferstehungsgedanke in seiner primitivsten Form ist mit Ostern in der Seele fast aller aufs engste verknüpft; gewiß verwehrt man sich selbst die orthodoxe Auffassung da und dort, man bewahrt wie ein Erbe aus Pietät und lächelt nachsichtig über den holden Unfann, aber man befreit sich nicht restlos!

In dieser Situation befinden sich viele unter uns: geistig-seelische Loslösung ist schwer, ein Kleid und ein Rock ziehen sich leichter an. Zweifellos schafft die Auferstehung der Natur das seelische Feld, in dem unterirdisch der Glaube an das Unglaubliche weiterwächst, zweifellos wird das Blut jedes Menschen von den Verheißungen der ergrünenden Erde durchtränkt und in einen unfahrbaren kosmischen Kreislauf gerissen, so daß alles aufgelockert und beinahe sehnsüchtig des Wunderbaren harret. Es wird uns zum beglückenden Gleichnis: die Menschheit auch wird sich von Geschlecht zu Geschlecht verjüngen, nicht nur körperlich, sondern unter der Sonne neuer Ideen als Menschentum.

Auferstehen müssen wir aus den Gräbern des Geistigen, auferstehen aus den Banden moscher Anschauungen und schiefer Vorstellungen, auferstehen aus der Lebewelt der bürgerlichen Moral, aus der falschen Gebärde der Geschlechter, auferstehen aus den dekorierten Gewändern falscher und bornierter Ererbegriffe, auferstehen aus allen Um- und Verhüllungen endlich einmal zum nackten Menschen!

Die Kultur der Gemeinschaft ist zu schaffen und damit zum erstenmal wirkliche Kultur! Die Masse muß von der Erkenntnis gepackt werden bis zur Beseffenheit, daß man wahrhaft frei nur werden kann durch innere Loslösung, durch innere Neuordnung! Die Besserung der ökonomischen Zustände bedeutet nicht notwendig die Besserung der Welt, die „Verbürgerlichung“ des Proletariats ist weder Antrieb noch Ziel einer so ungeheuren und zugleich breiten und tiefen Bewegung, wie sie die unsere darstellt: der neue Mensch steht dahinter, der vorerst nur geahnte „auferstehende“ Mensch, in dem der Geist froher Verbundenheit mit allen Schaffenden und Bauenden und Säenden der Erde lebendig ist, in dem das Herz ursprünglicher



„Der Osterpaziergang“

aus dem Zyklus der Zeichnungen von Peter Cornelius zu Goethes „Faust“. Von links: Wagner und Faust, dann die Studenten und die Bürgermädchen. Dahinter (von rechts) die alte Wahrsagerin, die Bürger und der Bettler.

Welt-Ostergruß

Du, wer immer du lebst!
Du Sohn oder Tochter Englands!
Du aus den mächtigen Slawenstämmen und -reichen!
Du Russe in Rußland!
Du dämmerentstammter schwarzer, göttlich beseelter
Afrikaner, groß, schmalschädlich, rassistig gebaut,
zu Stolz geboren, du gleich und gleich mit mir!
Du Norweger, Schwede, Däne, Isländer, Preuße!
Du Spanier oder Portugiese!
Du Mann oder Weib aus Frankreich!
Du Belgier! Du Freiheitsfreund in den Niederlan-
den, du Stamm, aus dem ich selber erwachsen!
Du standhafter Oesterreicher, Lombarde, Ungar und
Böhme! Bauer in Steiermark!
Du Wertmann von Rhein, Elbe und Weser! Du
Wertfrau auch!
Sardinier! Bayer! Schwabe, Sachse! Wallache! Bulgar!
Du Römer! Grieche und Neapolitaner!
Du geschmeidiger Matador in Sevillas Arena!
Du rechtslos lebender Bergräuber im Taurus und
Kaukasus!

Du kroatischer Pferdehirt, deine Stuten bewachend
und Hengste fütternd!
Du schöngebackener Perser, aus dem Sattel im
vollen Galopp Pfeile schießend ins Ziel!
Du Chinese in China! Tatar in der Tatarei!
Ihr Weiber der Erde, unter eure Arbeit gebeugt!
Du Jude, pilgernd im hohen Alter durch alle Ge-
fahr, um einmal auf syrischem Boden zu stehn!
Ihr anderen Juden, wartend in allen Ländern auf
euren Messias!
Du gedankenvoller Armenier, sinnend an einem der
Euphratflüsse! Austauschend zwischen den Trüm-
mern Ninives! Steigend empor zum Berge
Ararat!
Du wundfüßiger Pilger, grüßend das ferne Blinken
der Minarette von Mekka!
Ihr Scheiks und Herrscher eurer Sippe und Stämme
entlang der Enge von Suez bis Bab-el-Mandeb!
Ihr Olivenbauer, die ihr eure Früchte zieht auf
den Feldern von Nazareth, Damaskus und See
Tiberias!

Du Händler aus Tibet im weiten Hochland oder
schachernd in den Ländern von Thaja!
Japaner, Mann und Weib! Bewohner von Mada-
gaskar Ceylon, Sumatra, Borneo!
Alle vom Festland ihr in Europa, Asien, Afrika,
Australien, gleichviel wo!
Alle ihr von den zahllosen Inseln der Archipel der See!
Und ihr, Jahrhundert später Geborene, wenn ihr
mir lauscht!
Und du, ein jeder und überall, den ich nicht nenne,
doch mit umschließe, —
Heil euch allen und guten Mut.
Jedes von uns unerläßlich,
Jedes von uns unbegrenzt — jedes von uns
mit seinem und ihrem Recht auf die
Erde,
Jedes von uns beteiligt am ewigen Sinn der
Erde,
Jedes von uns so göttlich hier wie
irgendeins.

Walt Whitman.

Rechtlichkeit unverfälscht und stark schlägt und dessen Gewissen,
ein Seismograph, auf die feinsten Erschütterungen reagiert.

Auferstehung beginnt mit der Revolutionierung des Men-
schengeistes, ihre Organisation heißt Klassenkampf. Diese Pa-
reze muß mit aller Entschiedenheit geprägt und klar und deut-
lich weitergegeben werden. Eine immer größere Front der
Aufklärung und Erholung gilt es zu organisieren, immer mehr
Kämpfer müssen aus den reichen Depots der Massen herange-
führt werden!

Wir dulden immer noch, daß unsere Jugend in der Schule
den Moraltheorien und Ideologien einer uns feindlichen Welt
ausgeliefert wird, wir schreden immer noch vielfach zurück, un-
sere Kinder der kirchlichen Beeinflussung zu entziehen, wir
selbst drängen vielleicht nicht auf faubere Trennung: es scheint,
die Vergangenheit uns noch nichts gelehrt! Wir haben die
Pflicht, den Kampf zu führen gegen Götter und Götzen und die
Ablaster und Gesinnungshändler, wir haben die Pflicht,
den Kampf zu führen gegen Rom, das im Westen wie im Sü-
den den Ansehensproletarischen Massen an den großen Heerbaum
verhindert, wir haben die Pflicht, den Kampf zu führen gegen
die Indifferenten und Neutralitätsromantiker, wir haben die
Pflicht, den Kampf zu führen gegen uns selbst! Gegen den Bür-
ger in uns!

Die neue Welt braucht nicht Untertanen mit nationaler
Engstirnigkeit und konfessioneller Metaphysik und einer quali-
tätigen Sittlichkeit, die um das Geschäft geschmiert ist, sondern Ge-
nossen einer Gemeinschaft, die die beste Verteilung aller vor-
handenen Kräfte garantiert, in der die Bildungsprivilegien
der Besitzenden abgelöst werden durch die Proklamierung der
Leistungen des Dienstes am Gesamtwerk, und alles zusammen-
wirkt, um die menschliche Gesellschaft auf eine ihrer Bestimmun-
gen würdige Höhe zu heben. Es ist viel Samen in der Erde
und in der Masse. Die Sonne leuchtet schon heraus am Hori-
zont der Freiheit, die die große Auferstehung verkündet!

Osterlegende

Von Alfons Fekold.

Der leidvolle Leib des Gekreuzigten lag wieder einmal in
den Kirchen zu österlichen Schau. Es war am letzten Tage der
stillen Karwoche. Von den Gittern der heiligen Gräber schob
sich die ehrfurchtsvolle Schaulust der Menschen in bunter Dicht-
heit. Nur wenige beteten voll Inbrunst und knieten auf den
Knieen in Demut und Trauer.

Zur Mittagszeit stieg ein Wandersmann die Bergstraße in
die Stadt hinab. An seinen hängenden Schritten schleppte er
viele Stunden beschwerlicher Wanderschaft nach sich. Staub
von vielen Straßen des Landes lag auf seiner armeligen Be-
kleidung, und die Eisendornzweige seines Stodes drückten sich
bei jedem Aufstoß immer tiefer in den aufstauenden Boden, be-
schwert von der Last seines müden Körpers. Aus dem grauen
Leinwand, den der Mann auf den Schultern trug, ragte das
Ende eines langen Hobels und das eines Winkelleisens hervor.
So mußte der Wanderer wohl ein reisender Tischlergeselle oder
Zimmermann sein. In einer Straßenkreuzung fragte er eine
des Weges kommende Frau schüchtern nach der großen Möbel-
fabrik. Und als ihm die Frau bereitwillig und mit einem
Mitleid in Blick und Stimme Auskunft erteilte, sagte er ganz
leise: „Danke, liebe Frau!“ Da mußte diese in einem schred-
haft und doch sonderbar freudigen Staunen dem Weitergehenden
nachschauen, war es ihr doch gewesen, als hätten über ihr vier
silberne Mädchenstimmen im reinen Gesang wiederholt: „Danke,
liebe Frau!“

Als der arbeitssuchende Tischlergeselle an das Tor der Mö-
belfabrik kam, und arger Unruhe voll, wie ein Bettler anklopfte,
machte ein beleibter, blaueschürzter Hauswart die Pforte nur
zu einem schmalen Spalt auf, musterte den Draußenstehenden
mit einem fahlen, teilnahmslosen Blick und grunzte im Ton
schläfrigen Mißvergnügens: „Was wollen Sie denn?“

Demütig verlor es sich von den Lippen des Gejagten in das
widerwillige Ohr des Dicken: „Lieber Herr! Ich möchte an-
fragen, ob hier nicht ein guter, fleißiger Arbeiter angenom-
men wird?“

„Schau S', daß S' weiterkommen, Landstreicher!“ Und
den knappen Spalt in der Tür fraß das Schnappen des Riegels
im Schloß.

Nun schleppte sich der stadtfremde Arbeitslose durch die
halbe Stadt von Fabrik zu Fabrik, von Meister zu Meister, um
überall mehr oder weniger barsch abgewiesen zu werden. In

einer geringeren Werkstätte, wo er in der Vorstube des länge-
ren auf den Bescheid des Meisters warten mußte, gab ihm der
anwesende Lehrlinge ein Gefühl des Mitleids für arme, bit-
tende Menschlein ein Stück Brot und wußte dann nicht welsch
Wunder ihm auf einmal geschah, als der fremde Geselle es mit
einem leisen Dank entgegennahm. Dem Knaben war es da,
als stünde seine längst verstorbene Mutter leibhaftig an seiner
Seite und bedankte sich bei ihrem Sohne für das Stückchen
Brot. Auf dem Marktplatz plätscherte aus einem marmornen
Brunnen eifrig ein klares Wasser. Zu ihm schlich sich der
arme, hungrige, todmüde Mann. An dem klingenden Strahl
wollte er sich über die verdorrte Zunge und die schmerzzerzeu-
gende Leere des Magens auf eine kurze Frist hinwegtäuschen.
Eben beugte er sich über das prunkfeinerne Becken, um den
Auslauf, der ein zierliches Engelsköpfchen darstellte, zu er-
reichen, als ihn eine zangenscharfe Hand zurückdrückte. Er ruckte
aus, knickte in den Knien zusammen und sah dann über sich das
eifrig entrüstete Gesicht eines Polizisten, der ihn scharf ansah:
„Was machen Sie da oben auf dem Brunnen? Wissen Sie
nicht, daß das verboten ist?“

Dann ließ er seine mißtrauischen Blicke über den Mißetä-
ter rutschen. „Wer sind Sie denn eigentlich, was machen Sie
da?“

„Ich bin ein zugewandter Tischlergeselle und wollte nur
meinen Durst löschen.“

„So, so,“ seigte der Polizist, „das kennen wir, haben Sie
keinen Wohn- oder Arbeitsplatz?“

„Nein, Herr Polizist, ich bin erst zu Mittag in die Stadt
gekommen und hab' mir gleich Arbeit gesucht, bin aber überall
abgewiesen worden.“

Der Stadtholdat glühte vor Antseifer und dem Willen der
Gefahrerfüllung durch seine wichtige Person. Und er packte den
armen Burtschuh am Arm und zerrte ihn über das Pflaster
vieler Gassen, durch die Spottlust und schmutzige Schadenfreude
unzähliger Leute, zu dem Polizeigebäude, das alt und modrig
wie eine versteinerte Riesenkröte in einem abgelegenen Stadt-
teil war. Da die Amtsräume wegen der nahen Auferstehungs-
feierlichkeiten schon geschlossen waren, wurde der Häftling lei-
nem verhörnden Beamten vorgeführt, sondern sofort in den
Arrest gesteckt. Stumm und teilnahmslos rückten die Insassen
zusammen und gaben dem Neuangeworbenen eine schmale
Fläche der nackten, schmutzigen Diele zum Hinlegen frei. Nach
einer Weile rasselte es vor der Blechüre und herein trat ein
Gefängniswärter, dessen Gesicht im fahlen Licht des Ganges
wie das einer wütenden Eule hing. Er zählte brummig die
Insassen des Lockes und wollte wieder gehen, als vor ihm der
neue Häftling aus der Dämmerung tauchte und mit anständi-
ger Bitte sagte: „Guter Herr, ich tät recht schön bitten um ein

Stückel Brot. Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen und
mich hungert sehr.“

„Du arbeitsscheuer Lump, du! Was willst du, Brot
willst? Nicht einmal an die heiligen Tage gibt einem das Ge-
sindel eine Ruß. Da beiß nein, wenn du einen Hunger hast.“
Er hielt ihm die geballte Faust mit dem umkrallten Schlüssel-
bund vor das hilflose Gesicht.

Als er den Raum, vor Empörung fauchend, wieder verlaß-
sen und die Tür hinter sich zugeworfen hatte, wachten die Ge-
fährten des Tischlergesellen aus ängstlichem Verdroßsein und
Teilnahmslosigkeit auf. Sie scharten sich um ihn und schenkten
ihm ihre laute Empörung über den rohen Gefangenwärter als
gutmeyntlichen Trost.

Der Geselle hob den Kopf mit dem feinen blonden Kranz-
bart, schaute sie alle der Reihe nach mit blauen Lichtern an und
sprach ein Selbstames: „Brüder, er weiß ja nicht, was er tut.
Aus ihm sprechen die anderen, und aus diesen wieder andere,
die vielleicht schon dieser Erde gestorben sind. Das Schlechte
und Böse, Brüder, ist wie feiner Staub, es dringt in alle See-
len, in die heimlichsten Falten unseres Herzens. Laßt uns
nicht richten, Brüder, denn es könnte sein, daß wir inwendig
voll Staub. Was wissen wir von unsern guten Werken? We-
nig oder gar nichts. Aber mit bösen Dingen sind wir vollgepackt.“

Die Gebrochenen und Geringsten der Menschheit starrten
den Sprecher an und wußten das sonderbare Erlebnis nicht zu
deuten. Sie vergaßen auf einmal alle Schimpfnamen, den gan-
zen Groll ihres zertrümmerten Lebens und wußten nicht worüber
sie klagen oder klagen sollten. Eine samene Stille hüllte sie
warm ein, in die unerwartet feierliches Glockengeläute brauste
und manchmal Töne eines Auferstehungsliedes hereinzitterten,
das eine ferne Menschenmenge lang:

Christ ist erstanden, aus Todesbanden
Halleluja, halleluja!

Da löste sich von der Landstreichergruppe ein kleines bud-
liges Männlein los. Von kantiger Stirn flossen ihm lange
Haare ins Gesicht und die andern nannten ihn den verrückten
Professor. Jetzt warf er die Hände in die Höhe und stam-
melte: „Die Wundmale, die Wundmale!“ Dann trat er auf
den Tischler zu und bat inbrünstig: „Segne mich, Herr, und die
Brüder.“

Und der Geselle stand auf und küßte den Verklärten auf
die Stirn. Zugleich öffnete eine strahlende Hand die versperrte
Tür, schob sie wie ein Wölflin zur Seite. Draußen brannte
kein düsterer Korridor die Blicke, eine Frühlingslandschaft
schien sich den Augen der Gefangenen. Und durch diese sahen
sie den Bruder Tischler wandern. Sie knieten nieder und fal-
teten die Hände. Sie hörten noch immer Glockengeläute und
die Gloden könten jede Sorge und Qual von ihren Herzen weg-



Osterkirchgang der Schwarzwälderinnen



„Die Auferstehung Christi“

Ein Gemälde des italienischen Meisters Giovanni Bellini (1428-1516).

Osterfahrt

Vom Erleben eines bayerischen Gefangenen.

Wenn Menschen verstummen, beginnen die Steine zu reden. Nichts dürfte mehr das Wesen übermenschlicher Größe, in sich tragen als der Bürgerkrieg. Wer nicht weiß, was das heißt, ist wohl daran —, besser aber noch, wer es weiß und den Mitmenschen Kenntnisse vermitteln kann. Der kann es vielleicht, der das eigene Ich überwindet und die Steine selbst sprechen läßt.

Sie sollen reden. So erlebte damals ein Land sein Schicksal. So wurden Straßen, Gebäude, Landschaften, Gefängnisse und Glocken zu Handelnden in einer Tragödie des Geistes — und die Menschen zu Kulissen.

So sei es nach acht Jahren versucht — weil es Tag für Tag, Stunde für Stunde sich fast mit dem deckte, was wir zum größten menschlichen Geschehen aller Zeiten rechnen. Weil es in die Karwoche fiel. Und sei wieder gegeben ohne Weh, ohne Anklage, ohne Verbitterung — weil all dies aufhört, wenn die Steine sprechen —, dann, und dann erst, beginnen die Ideen.

Nacht auf den Gründonnerstag. Deutschlands schönster Rathausbau, das Augsburger Wunderwerk des Elias Holl.

Erregte Besprechungen in den verschwenderisch kostbaren Ratszimmern. Fremde — und auch der „eine“ darunter. Mitternacht. Straße leer. Und zwei Matrosen bemächtigen sich dessen, der dies alles erlebte, und schaffen ihn in die Kaserne. Das majestätische Ulmer Münster im Mondschein. Ein großer Abteil. Damals noch Kaserne mit Ställen. Revolutionäre befreiten Kunstwerke, auch Klöster.

Gründonnerstag. Hoher Priester? Nein. Stadtkommandant. Bei freiwilliger Schuchhaft soll kein Einmarschieren der Regierungstruppen stattfinden. Es muß also sein, es gibt keine Entscheidung.

Es ist nicht wahr, daß das Osterfest für alle diejenigen keine Bedeutung mehr habe, die den Glauben an das Drama von Golgatha, an die Erlösung durch den Gottmenschen verloren haben. So außerordentlich auf die Menschheit auch diese religiöse Mythologie eingewirkt hat, tatsächlich ist auch sie nur Schale, nur die Verkleidung eines tiefbedeutsamen Lebensvorganges, der bleibt und weiter wirkt, wenn auch alle diese von Phantasie und Glaubenssehnsucht gewobenen Hüllen, um das wirklich Hauptfähliche, wie alte Felsen abfallen. Wir müssen endlich einsehen, daß auch die religiösen Feste nicht bloß das Erzeugnis religiöser Glaubensvorstellungen sind, sondern einer intensiven Einwirkung periodischer Naturvorgänge auf das menschliche Leben, das körperliche und seelische, entspringen sind, und die religiösen Feste und Kultformen mit ihrer Mythologie nur die Rückwirkung solch ursprünglichen menschlichen Erlebens darstellen. So ist es auch beim Osterfest.

Wir sehen hier gewisse Naturvorgänge, die auf das Lebensgefühl, eine ganz unmittelbare Wirkung haben, ohne daß es erst der Vermittelung durch religiöse Vorstellungen bedürfte — die sind bloß nachträgliche Interpretationen des reinen Erlebens. So ist denn auch der Grundkern des Frühlingsfestes überall derselbe, ganz gleichgültig wie die religiöse Glaubenswelt aussieht, die sich daran knüpft.

Überall waren die Frühlingsfeste ursprünglich Vegetationsfeste, also reine Naturfeste, aus der Freude am Wiederaufwachen der Natur geboren und in der Hoffnung gefeiert, daß es möglich sei, auf das Gedeihen dieses Naturprozesses einen direkten Einfluß durch kultische Handlungen ausüben zu können. So steht denn auch heute noch der Werdepote in der Natur im Vordergrund unseres Interesses — ist er doch das sichtbarste, was wir an äußerer Natureinwirkung zur Frühlingszeit erfahren. Ganz weißlos üben die frischen Farben des jungen Grüns, das Schwellen und Sprossen der Keime einen

Osterglocken tönen. Die Anhänger des Christentums feiern die Auferstehung des Nazareners. Der Kirche Würdenträger erzählen von dem leeren Grab, welches die Jünger Jesu an jenem Ostermorgen vor zweitausend Jahren im Garten des Josef von Arimathea vorfanden. Osterglocken tönen und ein Erlebnis, mit Blut in meiner Erinnerung geschrieben, wird mir gegenwärtig. Ein leeres Grab. — Karwoche des Jahres 1919. Wolkenverhangener Himmel schaut auf die schwermütige russische Landschaft. Nur spärliches Grün behagt den Frühling. In dem weißen Gemäuer des Vorwerks Nowy Dmow hat der Stab der Söldgruppe des deutschen Grenzsicherungs Quartier bezogen. Hinter den Stellungen dehnen sich weite, braune Felder. Dort, wo der Bach die Fluren durchschneidet, stehen etwa dreißig deutsche Soldaten. Schauen zwei Männern zu, die mit Hacke und Schaufel eine rechteckige Grube auswerfen. Schauen zu wie diese unglückseligen Menschen ihr eigenes Grab schaufeln. Zwei russische Spione, die am Morgen vom Standgericht zum Tode verurteilt wurden, rüsten zum Sterben. Schweigend mit ernsten Gesichtern, stehen die Deutschen dabei. Grauen spricht aus vielen Augen. Jeder fühlt die Schwingen des Todes.

Die zwei haben Spionage getrieben, um damit ihrer Sache, der Weltrevolution, zu dienen. Sie haben da Banque gespielt und verloren. Mutig sehen sie nun dem Tod ins Antlitz. Mit stoischer Ruhe wirft der Ältere, von den beiden die Erde aus der Grube. Kein Muskel zuckt in dem Gesicht dieses vierzigjährigen. Und der andere, der blutjunge Mensch, der erst einundzwanzig Jahre zählt? Verblissen blickt er im Kreise um, wenn er sich in die Hände spuckt und nach der Hacke greift, um seinen Genossen bei dem traurigen Werk abzuhelfen.

Scholle auf Scholle häuft sich am Grabesrand. Tiefer und tiefer wird die Grube. Je näher der Moment der Exekution rückt, desto unruhiger werde ich. Rascher pulst mein Blut in den Adern. Ein beklemmendes Angstgefühl kriecht an mir heran und läßt mir das Herz erbeben.

„Tief genug...?“ Klingt jetzt auf russisch die Stimme des Jungen aus dem Loch. Der Offizier, an den diese Frage gerichtet ist, nickt wortlos. Die beiden Todgeweihten legen die Geräte aus der Hand. Ich spüre, wie mein Atem fliegt. Hinausgehen möchte ich: „Haltet ein! Laßt es nicht zu, daß man eure Brüder mordet... Beweist Menschlichkeit...“ Aber was würde es nützen? Der Verrat der Beiden hat deutsches Blut geflohen. Hier gilt Kriegsgesetz, würde man mir entgegen. — Kriegsrecht — da findet die Stimme der Humanität kein Echo. Gezwungen verharrte ich in ohnmächtigem Schweigen.

Abschied vom alten Vater. Rebellenuniform angezogen, „Faust“ eingesteckt. Den Vater nach Jahren blind und sterbend wiedergegesehen.

Spricht, Steine — ihr seid barmherziger als Menschen. Und größer.

Als Gefangener auf der Fahrt durch die eigene Heimat. Doch — Schuchhaft. Verbrüht: kein Gefängnis. Ziel unbekannt — und: was noch?

Dörfer der schwäbischen Landschaft. In dem einen Kirchgänger, in den anderen nicht. Welten, bunt durcheinandergewürfelt. Wenn das Dorf gehört hatte, der hatte auch diese Welten nach Konfessionen geschaffen. Revolutionäre befreien.

Erlebnis. Das Ulmer Münster, der selbstgefällige und höchst wohlgezogene Riese, darf in Annäherung erlebt werden. Kathedralen vor dem geistigen Auge. Kunst ist ewig und läßt das unbekannte Ziel vergessen.

Ulm. Gasthof. Ins Hotelzimmer gesperrt. Draußen Soldatenmacht. Um Mitternacht ein Soldat: „Ulmer Spartakisten wollen dich befreien.“

Und das da? Der Gefangene deutet mißtrauisch auf den Revolver des Soldaten.

„Nichts darin“ — und der Soldat wird rot.

Menschen liegen. Steine reden ewige Sprache. Mein einziger Gefährte ist das Münster über der Donau.

Karfreitag. Wirt mit schmerzlichem Blick und großem Gierluchen. (Hab Dank für beides!) Neue Anfahr. Entzückende Donaustädten. Mittendrin italienische Kultur. Ein Glockenturm, von oben bis unten mit Fresken bemalt. Und Barock. Jubelnder, leuchtender Barock, der mit den Engeln und Heiligen singt und tanzt geht.

Wie schön ist meine Heimat! Und das muß ich erst jetzt erfahren? Wo es vielleicht —

Die Delinquenten werden an den Rand des Grabes gestellt. Sie drücken sich abschiednehmend die Hände. Kein Laut der Klage kommt von ihren Lippen. Ein Sanitäter verbindet ihnen die Augen, während sich auf einen Wink des Offiziers sechs Schützen aufstellen. Dampf fallen die Worte des Dolmetschers, der noch einmal das Urteil verliest, in die Stille. Auch jetzt bleiben die Körper der Zwei gefasst. Es sind Helden, die zum Sterben gehen. Die Sonne ist durch einen Wölkchen gedrungen. Fahles Licht beleuchtet die Szene. Der Offizier hebt den Degen.

„Achtung...“ Legt an...! Der Degen sinkt. Es kracht aus sechs Gewehrläufen. — Pulverdampf... Ins Herz getroffen stürzen die beiden in die Grube. Alles verharrt in Schweigen. Der Senfmann gilt übers Feld. Die Mühen werden vom Kopf gerissen. Nur langsam löst sich die Spannung dieser furchtbaren Minuten. Ein Arzt kniet am Grab und konstatiert den Tod der Hingerichteten. Dann fallen die ersten Erschollen auf die noch warmen Leiber. Eine Viertelstunde später wölbt sich über ihnen ein kleiner Hügel. Schüchtern streicht sinkende Sonne über die braune Erde.

Bedrückt ging ich von dannen. Dachte an Männer, die gleich diesen Erschollenen für eine ihnen heilige Sache ihr Leben opfereten. An Robert Blum, dessen Blut auf der Brigittenau floß, an die Revolutionäre, die in den Festungsgräben von Raasdorf vor den Flintenläufen standen, an die Matrosen Reichpietsch und Köbes, die man auf dem Schießplatz Wahn füllte. Märtyrer für eine Idee. Am nächsten Morgen schritt ich mit einigen Kameraden nach der Richtstätte, um den beiden Toten ein schickliches Grab zu setzen. Doch als wir an die Stelle kamen, wo die Zwei ihr Leben lassen mußten, fanden wir ein leeres Grab. Bestürzung malte sich in unseren Mienen. Wo waren die Toten? Hatte man sie während der Nacht ausgegraben, um ihnen auf einem Friedhof ein würdiges Begräbnis zu bereiten?

Gedankenwoll starrte ich in die leere Grube... Für die Auferstehungslegende wurde mir eine sinnvolle Deutung. Ich sah im Geiste den Garten des Josef von Arimathea. Nüchtern Gestalten rücken den schweren Stein von der Grabmauer des Nazareners und tragen seinen Leichnam fort. — Und am Ostermorgen sprachen die alten Schriftgelehrten zu den abergläubischen Jüdinnen: „Saget, seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, deswegen wir schliefen...“ — Die Lehre von der Auferstehung Christi ist Legende. Wahr bleibt allein die Erkenntnis, daß nicht alle Märtyrer sterben, die begraben sind, denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder.“

Nein, der Tag ist zu schön — was will denn unser junges Rebellenkennzeichen gegenüber dem Ewigen, das die Freude schafft? Wie klein find wir — und wie groß alles, was Menschen Freude machen will — wenn sie es in eigener Not tun: herrliche Rebellen. Wider das Schlimmste auf Erden: die Freilassung. „Ich will lernen. Wie bin ich dankbar. Karfreitagszauber.“

Karfreitagszauber. Raft im Barockstädtchen. Unterkunft in einem aufgelassenen, leeren Gefängnis aus dem Mittelalter. Die Zelle tiefschwarz. Wände und Decke. Das Grauen. Zelle der zum Tode Verurteilten.

Karfreitagszauber. Jawohl, denn ein alter höherer Beamter, der nicht helfen darf, leistet nur aus Menschenliebe Gesellschaft — und lächelt artig.

Meine Heimat hat doch mehr als nur Steine. Oster Sonntag.

Es ging weiter am Auferstehungstage. Am Tage der Auferstehung des Herrn.

Bamberg. Vor Jahren hatte mir ein hoher Geistlicher die Schachmännchen gezeigt. Ich denke daran, während die Auferstehungsglocken vom romanischen Wunderdom läuten. Ich sehe, rechts und links einen Gendarm, auf einem offenen Auto — und bin gefesselt.

Und die Auferstehungsglocken läuten. Menschen hallen die Häufte und fluchen mir nach.

Rafende Fahrt auf der Landstraße. Ich überlege: mich mit dem Kopf voran —?

Nein. Jetzt nicht mehr. Und ich fluche. Aber da taucht auch schon Deutschlands schönster Klosterbau auf, das Zuchtthaus von Ebrach, das mich entzückt. Wie habe ich soviel des Herrlichen gesehen, nie meine Heimat so sehr kennen gelernt. Wie bin ich glücklich —, wie läche ich —, auch noch, als ich die Mordzelle des Gefängnisbaues betreten hatte, die mir zutiefst ausgeräumt worden war.

Ich bin müde. Und heute ist Auferstehungstag. Die Freude in mir läßt mich nicht meine Lage erkennen. Ich lache noch tagelang.

Und erst als ich am Fronleichnamstag einer Prozession nachsehen will und mich am Gitterfenster hochziehe —, da, da erhasche ich auch noch eine Fahnenstange — und die unsichtbare Menge betet und singt, während der Posten das Gewehr auf mich anlegt — ja, da merke ich erst so ganz, daß meine Heimat ein christliches Land ist.

Ein berufstätiger Herr

Von A. V. J.

Ja, was soll denn das Besondere sein — berufstätiger Herr? Sind das nicht alle Männer, die sich in Bureau und Werkstatt um Brot und Lohn abradern? Soll das eine schöngefärbte Veredelung sein der ewigen Schinderei und Lohnsklaverei? — Gemach, lieber Freund, es ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, wie jeder andere Lohnarbeiter — er ist gewissermaßen das Nebenstück zur berufstätigen Frau, der Frau also, von der wir wissen, daß sie einen Beruf ausübt und so „nebenbei das bishigen Hausarbeit mit erledigt“. Unser Freund Maier ist ein gutmütiger Mensch — er trinkt nicht, er raucht nicht, läßt sich nicht aus (das Temperament hätte er wohl dazu), er gibt seiner Frau genug Wirtschaftsgeld und bringt auch ohne Auftrag dann und wann was aus der Stadt mit (immer gut gemeint, nur leider nicht immer angebracht!) — kurz er gilt als ein guter Ehemann. Er fühlt sich auch als solcher, sogar seine Frau sagt ihm das mandmal, wenn gerade von einem gesprochen wird, der das liebe Geld beizzeiten vertrinkt, der sich nächstelang allein amüsiert oder andere schöne Sätze sich leistet. Maier hat sogar Verständnis für die Frauarbeit, das heißt theoretisch hat er sich mit dem Problem der Hauswirtschaft sehr gut auseinandergesetzt, hat die Ergebnisse allerdings dann verworfen, indem er seiner Frau das Wäschewaschen abgenommen hat und die Wäsche in die Waschanstalt gibt. Auch für die Küche interessiert er sich — mit der Schmiege mißt er die Küche aus und räumt sie um, damit die

Frau weniger Wege hat, alle denkbaren Erleichterungen, elektrische Geräte, Staubsauger, Mob schafft er an, um die Frau zu entlasten, sie von Kleinarbeit freizumachen.

Aber im stillen wundert er sich doch manchmal, warum die Frau nicht fertig wird. Immer und immer muddelt und sticht sie an irgendwas herum. Nie ist sie fertig — trotz der rationellen Grundrisslösung, trotz Staubsaugers, trotz Mob und Waschmaschine. „Frauen könnten eben nicht disponieren, denn die Arbeit kann ja gar nicht so schlimm mehr sein,“ denkt er.

Die beiden Kinder sind im Stadium dauernder Krankheiten, so wie es manchmal das liebe Unglück will. Erst der Junge Scharlach — 6 Wochen lang guckt der Arzt nach den Fortschritten. In der 4. Woche legt sich das Mädchen — der Späß dauert wieder 4 Wochen länger — das Unglück will es, daß beide Kinder noch den Keuchhusten bekommen. Der Arzt rät dringend zu Luftwechsel. Die Frau möchte schon gern, aber sie will den Mann nicht allein lassen. Als sie ihm das sagt, ist er außer sich. „Ja keine Rücksicht auf mich, das bißel Essen besorg ich mir schon. Fahre zu, ich komme schon durch!“ — Run ist die Frau zwei Tage fort. Maier kommt es vor, als wären es zwei Wochen.

Schon am Morgen hat er seine Not mit dem Aufstehen. Seit 4 Uhr wird er jede Stunde wach, in der Angst, es verschlafen zu können. Sonst weckt ihn ja seine Helene um 6 Uhr, heute ist es niemand, der sich um ihn kümmert. Alle vier Wochen hat der Junge gelegentlich der Behandlung gehabt — sie wecken gar nicht oder zur falschen Stunde. Natürlich verschläft er es und wacht erst 6.15 Uhr auf. Run geht die Jagerei los — eine ganze Distanz hat ihm die Frau aufgeschrieben: Brötchen in der Kapsel, Kaffee zum Aufwärmen in der großen Kanne, Butter vor dem Fenster, Obst im Küchenschrank. An der Tür steht „Blumen gießen!“ Natürlich kann er alles finden, aber er kommt in die Hitze, wie er alles zusammenführt! Die Blumen gießt er reichlich, daß sie für paar Tage genug haben. Jetzt muß er noch seinen Bart schaben, muß das Waschwasser wegräumen, muß das Bett machen, muß seine Schuhe abbürsten, muß essen und trinken und dann rennen, daß er ins Geschäft kommt. Vor der Tür fragt er sich (das heißt in Gedanken die Helene): „Wird das Weiter halten oder nicht?“ „Soll man heute Mantel und Schirm mitnehmen?“

Den ganzen Vormittag überlegt er sich im Geschäft, was er der Reihe nach erledigen will. Er wollte ja eigentlich essen gehen. Da stehen aber noch paar Reste im Küchenschrank, und das Aufwärmen ist ja kaum der Rede wert. Er malt sich aus, wie er still und zufrieden in der Stube sitzt und an selbstgebackenem Tische sein selbst bereitetes Mahl verzehrt. Endlich ist es zwölf, er stürzt zur Straßenbahn, stürzt zur Wohnung. Der Wettergott hat es scheinbar auf Maier abgesehen, denn wie aus heilerem Himmel fährt ein Regenschauer nieder, der im Nu alles gründlich einweicht. Nach Maier, er rennt weiter, bis er durch ist. Im Konsumverein leiht ihm der Genosse einen Damenregenschirm mit abgebrochenem Griff. Maier stört es nicht, er rennt weiter. Verstopft kommt er zu Hause an — die Jule durch, die Knie durch, nasse Füße — ein Bild des Grauens. Schnell wechselt er die Kleidung und hängt sein säuberlich alles auf und setzt den Wärmestrahler in Betrieb. Währenddessen braut er sich sein Menu.

Bratkartoffeln werden in die Pfanne geschnitten, dahinein schlägt er sich zwei Spiegeleier. Um das Mahl zu würzen, kommen noch drei Tomaten und der Rest kalten Rottrants dazu. Die Spiegeleier laufen grün an, als sie das Rotkraut anrühren sehen, die Tomaten entsetzen sich — Maier wundert sich darüber und fragt sich, wie es die Frau andrückt, daß es besser aussieht. Das Essen ist fertig — Maier will sich unnötige Arbeit sparen und ist gleich in der Küche. Er haßt dieses Milieu, er ärgert sich über den Küchentisch, an dem man sich dauernd das Schienbein einrennt — er kann sich aber nicht leisten, erst in der Stube zu denken — er hat noch so viel zu tun! Und nun schuftet er die ganze Mittagspause lang — trocknet die Kleider, bügelt die nasse Jule aus einer Fassung in die andere, räumt auf.

Sonst schläft er mittags 20 Minuten, heute will er sich nur 10 Minuten gönnen. Raum liegt er, kaum ist er zum Einschlafen gekommen — da klingelt. Er stürzt hinaus, und draußen steht des Nachbarn kleine Grätki und übergibt die Kasse. Ah ja, die Kasse, die hätte er bald vergessen. Sie kriegt ihr Futter (ja nur paar Handgriffe!). Maier stürzt wieder ins Geschäft — stürzt abends wieder heim. Nun will er wenigstens einen schönen Abend haben. Er kommt nach Hause und sieht sich wieder mühsam im Betrieb. Es sind nur Kleinigkeiten — das süße Kästchen hatte er mittags eingeschlossen, das Tierchen hat sich vergessen und Maier hat schon wieder zu tun. Noch mit Hut und Mantel bewaffnet, bemüht er sich die Spuren zu beseitigen, vergißt dabei

Passion

Von G. Bräm.

Mühsam schritt ich bergan. Kein Stern noch Licht durchdrang die Nacht. Es war die Nacht vor Ostern. Hart am Wege lag eine Seele und bot mir Gruß.

„Was hast du gelitten, daß du nicht zur Ruhe kommen kannst?“ frag ich sie.

„Ich habe Unrecht gelitten, Falschheit und Niedertracht der Menschen. Ich klage an!“

Am Dornbusch lag eine zweite Seele: „Ich habe mein Herz gleich einer jungen Rose arglos geöffnet, aber Regen und Hagel sind darüber hingegangen, Krivolität und Roheit haben es zerzaust und zuletzt gebrochen, Schmerz und Bitterkeit zurücklassend. Ich klage an!“

Aufblickend sah ich weglass der Höhe zu viele Seelen warten. Durch die furchtbare Zimternis schimmerten sie in sanftem Lichtschein.

„Ich habe falsch Gericht erlitten, ich klage an!“ schlug es jetzt an mein Ohr.

Schmerzhafter wurde mein Gang. Flüsternd raunten die einen ihre Klagen, hart wie Hammerschläge erschollen diejenigen anderer.

„Mir ward die Treue gebrochen, ich klage an!“

„Ich hielt mein Manneswort und ward dafür geschunden an Leib und Seele, auch ich klage an!“

„Mir vielen, wir wurden um Mammons willen um Kraft und Leben gebracht, im Maschinengerassel, im Krankenbette, im Kriege. Wir klagen an!“

An ihnen allen vorbeisireitend, kam mir eine einsame Seele entgegen und drängte sich nahe an meine Brust:

„Ich hatte meinen Blick nach Sternen und Sonnen gerichtet. Sonnen und Sterne haben die Menschen mir zerstört, bis ich blind ward und die Hoffnungslosigkeit mich vorzeitig ins Schatteneich entführte. Nirwahr, ich klage an!“

Wie Wähe rannen die Klagen zu mir hin; von der Leidenschaft, die sich und andere zerstört, von der Dummheit, welche die Welt verheert, meldeten die Unglückseligen.

Unter dem Apfelsbaum, der seine Knospen schon zu den wunderbaren, rötlichen, duftenden Blüten schwellte, wartete die Seele meiner Mutter. Ich erschrak im Grunde meines Wesens. „Auch du!“

„Fürchte dich nicht!“ lächelte ihr Mund, „ich klage nicht. Ich preiße mein Leben!“

„Und doch hast du mehr gelitten als viele, die ich klagen hörte.“

„Ich weiß nicht, ob mir Unrecht geschah, ob mir das Wort gebrochen ward, ob Leid und Falschheit an meine Schritte sich hefteten, ob Roheit mich trankte, ob Lieblosigkeit mich schmerzte,

ich sehe auf dem Pfade, der hinter mir liegt, fast eitel Sonnenchein; die Schatten, die dazwischen spielen, erhöhen den Glanz meiner Lebensstraße nur.“

„Und doch war es anders,“ wimmerle mein Herz.

„Hast du mich je Klagen gehört, mein Kind?“

„Alle Menschen haben nur Güte von dir erfahren und auf deinem Gesichte erstrahlte der Widerschein der Seelenruhe. Dein Mund war nicht geformt, zu klagen, nur zu segnen. Ein edles Wort hast du mir als unschätzbare Gut auf die Lebensreise mitgegeben.“

„Alles Leid, das uns die Menschen zufügen, hat mit ihrem Wesen nichts zu tun; alle Menschen möchten gut sein. Aber die unnatürlichen Verhältnisse, unter denen wir leben, machen Seele und Leib krank, so daß wir irren und andern und uns Schmerz zufügen. Dazu gesellen sich Leibel, welche die meisten Menschen aus tieferen Lebensstufen immer noch mitschleppen. Der Arzt der allein unsere Krankheiten heilen kann, heißt Liebe. Gehorche nur ihren Befehlen! Aber nicht jene klägliche Güte meine ich, die aus dürrer Herzen einige Wohlthätigkeit austellt, sondern die tätige Liebe, welche im Kleinen und im großen aus dem unerschütterlichen Glauben an die wirkliche Bruderschaft aller Menschen quillt und deren erhabenes Ziel am Ende des sozialen Zeitkampfes — an dem wir alle aktiv teilzunehmen verpflichtet sind — steht.“

„Mein Sohn, bist du auf dem Wege zur lichten Osterhöhe oder stößt du in der Rarnacht als Knecht der Schuld Wache am Kreuze der Gerechtigkeit? Hast du das Gut, das ich dir anvertraute, gemehrt oder vermindert?“

Brennend stürzten die Tränen aus meinen Augen und ich mußte an meiner Mutter Seele einen Halt suchen, wie ich einst als Kind bei ihr Schutz suchte.

„O Mutter, ich habe dein Kleinod nicht verschont oder in der Trübe der leblosen Erinnerungen verborgen; aber öfters wurde ich schwach, dann verlor ich es und mußte es wieder suchen.“

„Siehe zu, daß du es nie mehr verlierst; denn wisse, so lange in deinem Herzen nicht die Osteronne aufgeht und der Ostergeist seine Flügel erhebt, muß ich in der Leidensnacht auf dich warten und meine und deine Seele finden keine Ruhe. Aller Mütter Seelen warten auf den Ostergang ihrer Kinder!“

„Gib mir deinen Segen, Mutter!“

„Gehe hin, mein Sohn, sei ein Mensch!“

Ihr Schatten verschwand.

In eine seltsame Melodie der Frühlingswind den Apfelsbaum.

Im Osten glühte der Tagdchein.

Roman eines Osterhasen

Von Ernst Hoserichs.

Hinter dem Auslagenfenster eines Bäckersladens lag ein Schokoladenhasen. Sein süßer Mund berührte leicht die Glascheibe. Um ihn herum lag eine hellgrüne Weide von Papierwolke ausgebreitet. Er trägt ein milchweißes Halsband. Zwischen seinen Pfoten hält er einen Korb mit drei Eiern. Rosa, lila und gelb. Er wirkt wie ein Ausrufer. Umsonst überblickt er seine ganze Entwicklungsgeographie. Und verurteilt — freim.

Die lange Reise von Dresden nach München verbrachte er in einer Pappschachtel. Da noch es nach Wein und er noch nichts Grünes. Jetzt blühte er durch das dicke Fensterglas auf die Straße hinaus. Am Randstein spielen Nachbarskinder mit einer Hutschachtel mit weißen Mäusen. Ein Schuhmann geht vorbei. Er wirkt wie ein Ausrufer. In den Mittagsstunden kommt aus einem Parterrefenster Klavierpiel. Ein Kinderfräulein tippt: „Das Gebet einer Jungfrau...“

Ungewöhnlich sieht der Osterhase nach der Sonne hin: jetzt schaut sie schon durch die Auslagenfenster des Friseurladens — und dann liegt nur noch die Schnittwarenhandlung dazwischen — und sie ist bei ihm — zerschneidet ihn zu Brei. Da wird ihm Platos göttliche Ideenlehre zum einzigen Trost. Und er denkt viel über seine Geburt nach. Wie er „wurde“. Ein fleischgewandtes Fräuleinmädchen hat den warmen Schokoladenhasen in eine Form gegossen. Dabei dachte sie an eine Langstunde mit Grammophonmusik. So kam er zur Welt. Vom Vabentisch her hört er die Bädersfrau mit der Rundschaff reden. Sie schreibt die einzelnen Preise auf das Weiße eines Zeitungsrandes und zählt laut zusammen. Dann fällt Metall auf die Marmorplatte und rufst in die Kasse ab. Dazwischen hinein trillert die Vabentlingel, neue Käufer kommen hinein. Jeden Vormittag läuft ein Priordogent Hausbrot. Am liebsten hat er ein Eßküß, das beim Hineinbeissen knackst. Wenn die Schule aus ist, bekommt der Osterhase immer Besuch vom Fenster. Zwei frohblonde Mädchenköpfe, die auf dem Heimweg vom Kindergarten zu ihm hereinlaufen. Und wenn sie ihre Finger und Nasen gegen die Scheibe drücken, spürt er ihre Wärme hindurch. Die beiden lieben ihn und er liebt auch. Von ihnen möchte er am liebsten gefressen werden...

Wenn über ihm die Gaslampe zu einem dicken Mond aufwacht, — dann ist es Abend. Dann kauft bald die wachsgelbe Damenwänderin — Liebesperlen, ein zehntel Pfund. Und noch eine kleine Weile, und vor seiner Nase fällt der eiserne Rolladen als nächtliches Gewitter donnernd herunter. Es ist Nacht im Laden und der Osterhase denkt: jetzt ist wieder ein Tag herum — und bald ist Ostern. Wenn es Osteramstagabend ist, kann er nicht mehr verkauft werden und kann noch ein Jahr leben...

Und schnell fällt von den Türmen die Zeit herab. Der Samstagvormittag ist da und die Glocken läuten wieder. Da huscht eine Dame feiden zum Laden herein. Und mit einem Male riecht es überall nach blühenden Weiden. Sie deutet auf den Osterhasen — und schon fällt er in einen weißen Papiersack wie in einen Gießersack hinein....

Draußen in einem Hauseingang nimmt ihn die Besitzerin heraus — und beißt ihm den Kopf ab. Sein letzter Blick fällt auf blühende Goldplomben und es riecht nach Zahnpasta mit Pfefferminzgeschmack. — Und da am Nachmittag die beiden Blondköpfe wieder ans Fenster kommen, sehen sie nur mehr die ausgebreitete Spur im grünen Gras...

Da gehen sie traurig nach Hause.

Lustige Ede

Der Held.

„Hörst du das Geräusch im Nebenzimmer?“

„Vielleicht ist einer eingestiegen.“

„Sieh doch mal nach.“

„Sollte mir einfallen. Wer mich besuchen will, der kommt durch die Tür.“



Der Ostritt von Traunstein

Seit uralten Zeiten findet alljährlich am Ostermontag in Traunstein (Chiemgau) eine Prozession zu Pferde, der Georgiritt, zur nahegelegenen Kapelle von Ettendorf statt. Der Zug wird von dem Pfarrer zu Pferde geführt; ihm folgen Englein, der heilige Georg mit der Standarte, Knappen in mittelalterlichem Gewand, römische Legionäre und Hunderte von Teilnehmern aus dem ganzen Chiemgau in ihren Trachten. Nach dem Gottesdienst umreitet der Zug die Kapelle, wobei die Pferde von dem Geistlichen gesegnet werden. Im Trab geht es

hierauf nach Traunstein zurück, wo der Tag mit den üblichen weltlichen Genüssen seinen Abschluß findet.

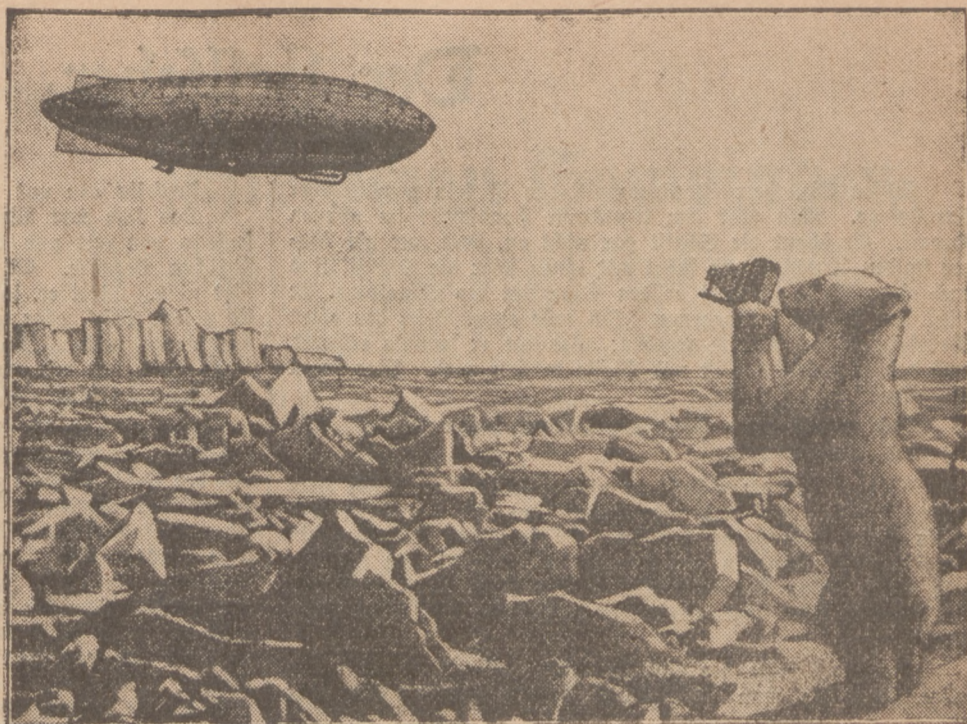
Die Prozession, die den beiden Schutzheiligen der Pferde — St. Georg und St. Vitus — gilt, geht in ihren Ursprüngen wahrscheinlich auf heidnische Sitten zurück. Von frühesten Zeiten an haben die Bewohner des Chiemgauer Pferdebezugs getrieben, für die — nach heidnischem und später nach christlichem Brauch — der Segen des Himmels ersleht wurde.



Die erste Aufnahme von der „Italia“ über dem Nordpol

wurde jetzt durch einen Walfischfänger, der viele Monate im Padeis festlag, nach Europa gebracht. Das Bild hat den Augenblick unmittelbar vor dem Abwurf der italienischen Flagge und des vom Papst gestifteten Kreuzes festgehalten. Man erkennt deutlich, daß das Luftschiff mit gekentem Bug tiefer geht, um eine günstige Abwurfstelle zu suchen.

Dieses sage ich euch allen:
Ach, wie seid ihr reingefallen!
War denn wirklich jemand da,
Welcher die „Italia“
Dummemals am Nordpol sah?



Kommt' es also wem gelingen,
Auf die Platte sie zu bringen?
Wer denn hat sie angestiert
Und als Photo sie graphiert?
Schön hat man euch angeschmiert!

Ja — man hat euch unumwunden
Einen Eisbär aufgebunden!
Steckt ihn ein und seid mal still.
Und was ich noch sagen will —
Na, ihr wißt's... April! April!

Zivilisierte Kannibalen

Eine uralte Kultur hat das in den waldigen Berglandschaften des nördlichen Borneo lebende, dem Namen nach den Holländern unterworfen, tatsächlich aber so gut wie unabhängige Volk der Batak oder Batta aufzuweisen. In vielem sticht dieser Volksstamm von seinen malayischen Nachbarn ab, so vor allem in der Körpergröße, der Gesicht- und Kopfform und in der Haarfarbe, die bei ihnen öfters braun als schwarz ist. Der Batakgeschichte nachzugehen, ist nicht leicht. Anscheinend kamen sie unter den Einfluß der Hindus, die etwa im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine Dynastie auf Java gründeten und von dort aus über die Nachbarinseln herrschten, bis sie im 15. Jahrhundert von den Mohammedanern abgelöst wurden. Um interessantesten ist jedoch, daß dieses Volk, das eine stabile Regierungsform hat, regelmäßige Ratsversammlungen abhält, von alters her die Kunst des Lesens und Schreibens ausübt und seine eigene Literatur besitzt — heilig erachtete Schriftwerte und Borten oder Baststreifen, reich mit farbigen Diagrammen und Zeichnungen geschmückt — auch heute noch der Menschenseherei huldigt. Man könnte von einer „gemäßigten“ Form des Kannibalismus sprechen, da die Batak nicht auf Kopfraub ausziehen und weder Missionare noch Fremde verschlingen, nicht einmal ihre in der Schlacht gefangenen Feinde. Ihr Kannibalismus erstreckt sich einzig und allein auf die eigenen Stammesangehörigen — und zwar hat er sich, sonderbar genug, in den Dienst der Gerechtigkeit gestellt!

Bestimmte Vergehen, vornehmlich: nächtlicher räuberischer Überfall, verräterischer Angriff auf ein Haus oder eine Person, Ehebruch mit der Frau eines Stammesgenossen oder Eingeheirat in die Sippe des Ehebrechers werden im „Gemeindehaus“, bestehend aus einem auf Pfählen ruhenden Podium, im Beisein der Volksgemeinschaft von einer Geschworenenbank

unter Vorsitz des Häuptlings abgeurteilt. Die genannten Verbrechen ziehen unweigerlich die Todesstrafe nach sich, die in folgender Form vollstreckt wird. Der Verurteilte wird mit ausgestreckten Armen an einen Baum gefesselt, dann heben Medizinteile einen Singang an, in den die Anwesenden mit einer zeremoniellen Weise einstimmen. Darauf wählt sich jeder einen Teil vom lebenden Körper des Opfers aus, das Stück um Stück, vor seinen eigenen Augen sozusagen, aufgegessen wird. Als erster wählt gewöhnlich das Stammesoberhaupt oder der Beleidigte die Ohren des Missetäters, die der Henker mit dem Messer löst. Alsdann machen die anderen Stammesangehörigen den Teil des Körpers namhaft, den sie ihrem Magen einzuverleiben wünschen. So erwartet den Unglücklichen ein langames, qualvolles Ende. Man sagt, das Opfer pflege allgemein nur einen einzigen Schmerzensschrei auszustößen, nämlich wenn es das Messer zum erstenmal an seinem Körper spürt. Ein Teil des Fleisches wird gebraten. Man versteht es mit einem „Sam-bul“ genannten Gewürz, dessen Zusammensetzung nicht genauer bekannt ist, da es eigens nur zu den verhältnismäßig seltenen Gelegenheiten zurechtgemacht wird, wenn eine solche Hinrichtung bevorsteht. — Wenn der beledigte Teil nicht ein betrübter Ehemann ist, steht ihm gewöhnlich das Recht zu, dem Opfer durch Abschlagen des Kopfes den Garaus zu machen. Das Gehirn wird zu Zaubereizweden aufbewahrt, der Schädel als Trophäe behandelt. An der ganzen Zeremonie nehmen nur Männer teil; die Frauen sind aufs strengste vom Genuß des Menschenfleisches ausgeschlossen. Die geschilderte Form der Bestrafung steht nur auf bestimmte Einzelverbrechen oder auf eine Reihe von Vergehen; sie ist mithin auch eine Strafe für Unverbesserlichkeit. Die meisten anderen Delikte werden dagegen mit Geldbußen geahndet.

Tante Sidonies Los

Von Hanna Mann.

Der Magistratschreiber Frik Schwalbe tippte die letzten Krümel auf seinem Stullenpapier zusammen und legte das Stückchen Pergament sorgfältig zusammen. Die Frühstückspause war ja freilich noch nicht zu Ende, aber wenn man nichts anderes zu tun hat, als sich mit zwei „nahtigen“ Schmalzstücken zu beschäftigen, dann wird man nur zu schnell damit fertig. Sein Kollege drüben — der frühstückte freilich noch vergnügt weiter. Na ja, der las dabei immer gleich die Morgenzeitung; der war Junggeselle, der konnte sich das leisten! Aber bei Schwalbes hielt man die Zeitung gemeinschaftlich mit Brauns und Knurrhahns, da fielen auf die Schwalbesche Familie gerade die Stunden von 5 bis 9 Uhr nachmittags. Man wußte sich eben einzurichten verstehen!

Frik Schwalbe klapperte mit dem Schreibzeug. Das klang dem Kollegen fast wie eine Mahnung. Verkürrt sah er auf.

„Menschenskind, haben Sie's nicht immer so eilig! Wir haben noch acht Minuten Pause! Da!“ Und damit schmiß er die Beilage seiner Zeitung über den breiten Schreibtisch. „Strecken Sie auch die Nase in die Zeitung und erweitern Sie Ihren Horizont, statt anständige Menschen in ihrer Frühstückspause zu hören!“

Frik Schwalbe griff zu. Was gab es neues? Hühnerdiebstahl, Gerichtsverhandlung, Verlegung einer Straßenbahnlinie — er hatte gerade das Lokalmalheur erwischt. Aber was war das?

26 403... wahrhaftig: 26 403!
„Der Haupttreffer der preussisch-jüddischen Klassenlotterie ist in unsere Stadt gefallen... 26 403 heißt die Glücksnummer!“
Herrgott! Das war ja nicht möglich! Das war ja seine, seine, seine Nummer! Sein Ahtel! Tante Sidonies Ahtel!

Am liebsten hätte er laut herausgeschrien. Endlich, endlich war er frei! Das waren ja ungefähr sechzigtausend Mark! Das war die Freiheit für ihn, raus konnte er aus dieser muffigen Altbude! Das war Glück und Leben für Lotte, brave Lotte, die noch täglich bis in die Nachtstunden vor der Nähmaschine saß, damit den drei Jungens doch mal ein Studium gesichert sein sollte.

Er mußte sich mühsam am Altkreisel hochziehen.

Der Kollege sah auf.

„Was ist Ihnen denn, Schwalbe? Sie sehen ja aus wie Braunbier mit Pude!“

Frik riß sich zusammen. Nein, dem sollte er nichts erzählen. Dann ließen sie ihn hier nicht los. Und er mußte doch seiner Lotte zuerst die Nachricht bringen.

„Mir ist sehr schlecht. Ob der Chef mich ausnahmsweise nach Haus gehen läßt?“

Der Chef ließ ihn gehen. Mühsam widerstand Frik der Versuchung, mit einem Auto nach Haus zu fahren. Aber was hätte das für Aufsehen erregt. Nein, von diesem großen Glück sollten die anderen erst erfahren, wenn er wirklich das Geld bar auf dem Tisch hatte. Wer hätte das gedacht! Tante Sidonies Erbslos! Tante Sidonie! Sie hatte ihm Glück gebracht!

Zwar — daß Tante Sidonie bei Lebzeiten ein Engel gewesen wäre, das hätte der stärkste Mann nicht behaupten können. Eigentlich war sie immer der Familienschreck gewesen. Aber sie war nun mal die Erbtante und da konnte man nichts machen. „Wenn ich mal nicht mehr bin...“ mit den sechs Worten hatte sie die ganze Familie regiert, hatte über Kindererziehung, über Leben und Liebe in der Familie entschieden. Und als sie endlich doch gestorben war, da hatte eigentlich keiner was Rechtes gekriegt. Denn die Tante hatte bis auf ein paar Legate alles dem Stief vermach, in dem sie gelebt hatte, und die mit den Legaten bedachten Verwandten hatten auch alle eine unangenehme Zugabe gekriegt: Cousine Agathe bekam freilich tausend Mark, aber sie mußte dafür den fetten, schwarzen Kater totpflegen, Vetter Ernst hatte zu seinen tausend Mark den ewig freihenden grünen Papagei bekommen mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß das liebe Tier bei seinem Tode sezert werden solle, wenn der in den nächsten zehn Jahren erfolgte, und er, Frik Schwalbe, hatte sogar nur dreihundert Mark bekommen mit dem Auftrage, dafür das Ahtellos der lieben Tante weiterzuspielen: „Es soll ihm so viel Glück bringen, wie ich ihm wünsche.“

Nun hatte das Los ihm doch Glück gebracht! Ob Tante Sidonie ihm das wirklich gewünscht hatte? Er war ja der einzige Rebell in der Familie gewesen, trotzdem in der Familie die dunkle Sage ging, er sei der Erbtante Lieblingsneffe, denn ihm allein habe sie einmal eine Pfefferminzstange zum Geburtstag geschenkt, als er fünf Jahre alt gewesen sei.

Endlich war er an der letzten Haltetaste. Mit großen Sägen stürzte er in die stille Seitenstraße zu der grauen Mietkaserne, in der zwei kleine Zimmer ihm und seiner Familie gehörten. Vor seiner Wohnungstür blieb er noch einen Augenblick stehen.

Nein, gleich wollte er auch die Lotte nicht so erschrecken! Wenn es auch ein freudiger Schreck war — ihr Herz war doch nicht ganz taktfest. Schon daß er früher heimtam, würde sie be-

unruhigen. Er wollte schon eine Ausrede finden. So schloß er auf.

Natürlich — sie saß wieder an der Maschine.

„Lotte, Mutter — denk mal, heute komme ich so früh... Ich habe für morgen Müllers Ueberstunden übernommen! Geh, koch uns guten Kaffee, wir wollen's uns mal fein machen, Mutterchen.“

Damit trat er in die „gute Stube“, in der nur der Älteste auf einer Chaiselongue schlief. Ueber dem Sofa hing — auch ein Erbstück — Tante Sidonies Bild in breitem Goldrahmen.

Sie saßen beim Kaffee. Ganz leise legte er den Arm um seine Frau.

„Lotte — Mutterchen — such' mir doch mal nachher Tante Sidonies Los heraus; wir müssen es doch jetzt wieder erneuern — ich werde mal selber gehen.“

Da drehte sich die kleine, verhärmte Frau lächelnd um.

„Frik — ich muß dir was gestehen: Ich habe schon seit zwei Ziehungen das Los von der alten Schachtel nicht erneuert! Sieh mal — nehmen können sie uns doch nichts mehr von den dreihundert Mark... was ist dir denn? — Frik, Herrgott — Paulchen brauchte so nötig die Stiefel besohlt... die alte Portier...“

Frik Schwalbe lag totblau in der Sojaede; auf seiner Stirn standen dicke Schweißtropfen.

Draußen tappsten ein Paar derbe Jungenstiefel. Paulchen brachte die Morgenzeitung.

Mit einem Satz schoß Frik Schwalbe auf den Jungen los.

„Gib her...“ Dann ballte er die Zeitung zusammen und warf sie gerade der goldgerahmten Erbtante ins Gesicht; seine Frau sah ihm verblüfft zu, als er plötzlich auch Tasse und Löffel in das Spindöse, magere Gesicht der überstandenen Erbtante schleuderte. War denn das noch ein Lachen, von dem der magere Körper ihres Mannes zuckte?

„Kanaille... das Glück, das du uns gewünscht hast...!“

Dann riß er sich zusammen. „Komm, Mutter — und morgen schmeißt du die Giftkröte da oben raus... Du hast ganz recht gehabt, das Los nicht zu erneuern; sie wollte uns Unglück bringen noch nach ihrem Tode. Wir sind so lange ohne ihr Geld glücklich gewesen — wir werden weiter glücklich sein!“

Und mit einer Zartheit, die niemand dem edigen Menschen zugekraut hatte, führte er die kleine, dürrige Frau wieder auf ihren Sopaplatz.

„So, Mutter, schenk mir in deine Tasse ein!“



„Sitzender Bergmann“

ein Relief des Bildhauers Wilhelm Lehmbruck, dessen Todestag sich vor einigen Tagen zum zehnten Male gejährt hat.

Der Hellscher

Karel Tschepe.

„Wissen Sie, Herr Staatsanwalt, das ist kein gewöhnlicher Graphologe. Man gibt ihm irgendeine Handschrift im offenen Kuvert. Er schaut die Schrift gar nicht an, steckt nur die Finger in den Umschlag und fährt mit ihnen über die Schrift. Und nach einer Weile schildert er den Charakter des Schreibers. Er trifft den Menschen haargenau. Ich habe einen Brief des alten Weinberg in das Kuvert gegeben; alles hat er damals erkannt, auch daß er zuckerkrank ist und Pleuritis machen wird. Was sagen Sie dazu?“

„Daß er den alten Weinberg gekannt haben dürfte,“ sagte Nili der Staatsanwalt.

„Aber er hat die Schrift ja nicht gesehen,“ regte sich Herr Janowitsch auf. „Er sagt, jede Schrift hat ihr Fluidum, und dieses könne man genau erfassen. Er sagt, das sei eine rein physische Erscheinung so wie das Radio. Das ist kein Schwindel; dieser Prinz Karabagh nimmt kein Geld für seine Kunst. Er soll aus einer sehr alten reichen Familie aus Batu stammen.“

„Humbug,“ sagte der Staatsanwalt. „Wenn etwas daran wäre, so müßte man schon längst darum, glauben Sie nicht auch?“

„Wenn ich's aber mit eigenen Augen gesehen habe. Er ist heute abend bei uns, kommen Sie doch auch und sehen sich den Mann an. Ist er ein Schwindler, werden Sie es ja gleich merken. Sie kann doch niemand täuschen.“

„Nein, das kann keiner,“ sagte der Staatsanwalt bescheiden. „Also ich werde kommen. Wetten wir, daß ich den Humbug entlarze?“

Nun muß man aber wissen, daß der Herr Staatsanwalt — genauer gesagt: der Erste Staatsanwalt Dr. Klapla — bei der nächsten Schwurgerichtsverhandlung die Klage im Prozeß Hugo Müller, angeklagt des Mordmordes, vertreten wird. Herr Hugo Müller, Fabrikant und Millionär, war angeklagt, seinen jüngeren Bruder Otto auf einen großen Betrag versichert und ihn dann bei einer Raubfahrt ertränkt zu haben. Außerdem wurde er verdächtigt, vor Jahren seine Geliebte aus dem Weg geräumt zu haben; aber das ließ sich freilich nicht erweisen. Kurz, es war einer jener Prozesse, bei dem ein Staatsanwalt zeigen konnte, was er vermochte.

„Hochkapitel,“ entschied bei sich der Herr Staatsanwalt, als er am Abend dem Hellscher gegenüberstand. „Prinz Karabagh,“ stellte Janowitsch den jungen schlanken Mann mit der Brille vor, dessen Gesicht an einen tibetischen Mönch gemahnte. „Wir können anfangen, Prinz, Herr Dr. Klapla hat eine Handschrift mitgebracht, hier ist sie, bitte.“

„Danke,“ sagte der Hellscher milde, nahm das Kuvert und drehte es mit geschlossenen Augen in den Fingern hin und her. Wählig erhebt er und schüttelte den Kopf. „Selbst,“ murmelte er und schluckte ein wenig Wasser. Dann hob er seine dünnen Finger in den Briefumschlag und erstarbte. Das gelbliche Gesicht schien noch um eine Schattierung bleicher zu werden. Im Zimmer war es still, daß man nur das Gähnen des Herrn Janowitsch vernahm. Herr Janowitsch hatte nämlich einen Kropf. Die schmalen Lippen des Prinzen zitterten und verzerrten sich. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. „Das kann ich nicht aushalten,“ stöhnte er und zog die Finger aus dem Kuvert. Er wuschte sich mit dem Taschentuch die Stirne ab, trank hastig einige Schluck Wasser und nahm das Kuvert wieder vorsichtig zwischen die Finger. „Der Mensch, der das geschrieben hat,“ begann er mit dumpfer Stimme, „der Mensch — hat eine große Kraft, aber“ — er suchte sich nach einem Wort — „eine Kraft, die lauert. Sein Lauern ist furchtbar.“ Er schrie auf und ließ das Kuvert auf den Tisch fallen. „Dieser Mensch möchte ich nicht zum Feind haben.“

„Warum?“ fragte der Staatsanwalt. „Hat er etwas begangen?“

„Nicht fragen,“ bat der Hellscher. „Jede Frage ist mir ein Wink. Er könnte alles Mögliche begeben, große und schreckliche Taten. Hier ist ein ungeheurer Wille... nach Erfolg... nach Geld... Dieser Mensch würde vor dem Leben seines Nächsten nicht halt machen. Nein, das ist kein gewöhnlicher Verbrecher. Der Tiger ist auch kein Verbrecher; der Tiger ist ein großer Herr.“

„Jenseits von gut und böse,“ murmelte der Staatsanwalt. „Das sind nur Worte,“ sagte der Prinz. „Niemand steht jenseits von gut und böse. Dieser Mensch hat seine prägnanten sittlichen Begriffe. Er ist keinem etwas schuldig, stiehlt nicht, lügt nicht. Tötet er, so tut er's, als sage er „Schach matt“ an. Es ist ein Spiel, aber er spielt es richtig.“ Der Hellscher dachte angestrengt nach. „Ich weiß nicht, was es bedeutet, ich sehe einen Teich vor mir und darauf ein Boot.“

„Weiter,“ stieß der Staatsanwalt hervor. Er atmete schwer.

„Weiter kann ich nichts sehen; alles ist nebelhaft. Selbst am nebelhaft, im Vergleich zu dem ungeheuren, rücksichtslosen Willen, der Beute habhaft zu werden. Aber es ist keine Leidenschaft darin, nur Verstand. Absolut verstandsmäßige Ueberlegung jeder Kleinigkeit... Wie einer eine Aufgabe oder ein technisches Problem löst. Ein solcher Mensch macht sich niemals einen Vorwurf. Er ist so selbstsicher, so in sich gefestigt, daß er sich vor seinem Gewissen nicht fürchten muß. Ein Mensch, der alles von oben herab betrachtet. Aufgeblasen und selbstgefällig; es freut ihn, daß man ihn fürchtet.“ Der Hellscher nippt am Wasser. „Aber er ist auch ein Komödiant. Ein Streber, der postert. Er möchte die Welt gerne verblüffen. Genug — ich bin müde. Ich habe ihn nicht gern.“

„Ihr Hellscher, Herr Janowitsch, ist wirklich ungeheuerlich.“ Ganz erregt war der Herr Staatsanwalt. Ein Porträt, ein vollkommenes Porträt hat er gegeben: stark und rücksichtslos, ein Mensch, der die anderen als Beute betrachtet. Ein vollendeter Spieler seines Spiels, ein Gehirn, das rein verstandsmäßig seine Tat vorbereitet und sich niemals einen Vorwurf macht. Ein Gentleman, dabei ein Komödiant.

„Nun sehen Sie,“ sagte Herr Janowitsch geschmeichelt. „Haben Sie es Ihnen nicht gesagt? Das war ein Brief des Textilschleiers, nicht wahr?“

„Nein, das war der Brief des Hugo Müller, des Brudermörders. Haben Sie gehört, wie der Prinz von dem Boot auf dem Teich sprach? Aus diesem Boot hat der Müller seinen Bruder ins Wasser geworfen.“

„Aber, aber,“ staunte Herr Janowitsch. „Ich hätte geschworen, daß es ein Brief dieses Gauners, des Schleiers ist. Könnten Sie mir nicht den Brief ein bißchen zeigen? Ich habe noch nie die Schrift eines Mörders gesehen.“

„Gern,“ sagte der Staatsanwalt und zog das Kuvert aus der Tasche. „Es ist übrigens ein interessanter Brief,“ fügte er hinzu und zog das Papier hervor. „Das heißt...“, das Gesicht des Staatsanwalts hatte sich verfinstert, „dieser Brief gehört zu den Affen... ich darf ihn nicht zeigen... ich...“ Das weitere ging in einem Gemurmel unter.

Der Herr Staatsanwalt ging nach Hause und merkte nicht, daß es regnete. „Ach Esel, ich Idiot,“ beschimpfte er sich, da hab ich in der Eile statt des Briefes von Müller in den Akten meine eigene Handschrift erwischt, meine Anmerkungen zur Klage, und habe sie ins Kuvert gesteckt. Ich Trottel. Das also war mein Charakter, den er aus der Schrift gedeutet hat. Na wart, du Schwindler, dir werde ich's zeigen... — „Uebrigens,“ beruhigte sich der Staatsanwalt nach einer Weile, „war es ja gar nicht so schlimm, was er von mir sagte. Große Kraft. Ungeheurer Wille. Keiner Schmeichelei fähig. Prägnante sittliche Begriffe. Das ist alles ganz schmeichehaft. Und daß ich mir nie einen Vorwurf mache? Das hab ich Gott sei Dank nicht nötig. Ich erfülle meine Pflicht. Und das mit der rein verstandsmäßigen Ueberlegung stimmt auch. Aber daß ich ein Komödiant bin, ist nicht wahr, ist Humbug, und er ist doch ein Schwindler. Wählig blieb er stehen. Natürlich, alles, was der Kerkel sagt, kann sich auf jeden Zweiten beziehen. Gemeinplätze. Jeder Mensch ist ein bißchen Komödiant und Streber. Der ganze Trick ist, so zu sprechen, daß sich ein jeder darin erkennen kann und jeder meint, der andere ist es. Ja, so ist es,“ entschied der Staatsanwalt, spannte den Schirm auf und schritt mit seinen regelmäßigen energischen Schritten der Wohnung zu.

„Jesus,“ jammerte der Vorsitzende, indem er den Talar ablegte. „Das hat sich wieder in die Länge gezogen. Kein Wunder, wenn der Staatsanwalt zwei Stunden spricht. Aber er hat's gewonnen. Aus so schwachen Indizien hat er dem Müller den Strick gedreht, das nenn' ich Erfolg. Aber er hat wirklich gut gesprochen. Besonders die Charakteristik des Müller ist ihm

gelingen: er ist kein gewöhnlicher Verbrecher, er ist keiner Schmeichelei fähig, er lügt nicht, er stiehlt nicht, aber wenn er tötet, so ist es, als sage er „Schach matt“ an. Er mordet nicht aus Leidenschaft, sondern aus Kühlen, verstandsmäßiger Ueberlegung, als löste er eine Aufgabe oder ein technisches Problem. Sehr gut gesprochen: ist er auf seiner Jagd, so sieht er in seinem Nächsten nur seine Beute. — Das mit dem Tiger war vielleicht etwas theatralisch, aber den Geschworenen hat es gefallen.“

„Oder,“ meinte einer der Beisitzer, „wie er sagte: Dieser Mörder macht sich gewiß keinen Vorwurf, er ist so selbstsicher, so in sich gefestigt — er muß sein Gewissen nicht fürchten.“

„Oder die psychologische Beobachtung,“ fuhr der Vorsitzende fort, während er sich die Hände wusch, „daß er ein Komödiant, ein Poseur sei, der die Welt mit seinen Taten verblüffen will.“

„Hugo Müller mit zwölf Stimmen schuldig gesprochen,“ wunderte sich einer. „Wer hätte das gedacht. Ich möchte den Klapla nicht zum Feind haben.“

„Ihm macht es Freude, wenn sich die Menschen vor ihm fürchten,“ meinte der Beisitzer.

„Etwas selbstgefällig ist er,“ sprach nachdenklich der würdige Vorsitzende. „Hat aber einen ungeheuren Willen, besonders den zum Erfolg. Eine große Kraft, aber — Dem Herrn Vorsitzenden fiel das rechte Wort nicht ein. „Na, gehen wir essen.“ (Deutsch von Anna Murebnitz.)

Die akademische Kuhglocke

Wirksamste Ordnungsrufe.

Die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Paris sind grundgelehrte Herren, die sich nur mit den höchsten Problemen der menschlichen Kultur befassen. Kein Wunder, daß sie sehr zerstreut sind, wie das immer bei großen Geistern vorkommt! Wenn sie in ein Problem vertieft sind, so versinkt die Außenwelt für sie völlig. Sie hören nicht, was um sie her vorgeht, und es bedarf schon starker Geräusche, um sie aus ihren interessanten Privatdebatten herauszureißen.

Diese Zerstretheit ist bei den offiziellen Sitzungen der Akademie für den Vorsitzenden oft eine Quelle abgründigen Kummers, denn wenn er eine Sitzung eröffnet und damit mit einer höflichen kleinen Handglocke läutet, so überhören die Herren Akademiker dieses diskrete Zeichen und lassen sich in ihren Unterhaltungen nicht im geringsten stören. Die Durchführung einer Geschäftsordnung gestaltete sich mit der Zeit so schwierig, daß man fast daran verzweifelte, die Sitzungen der „Unsterblichen“ ordnungsgemäß durchzuführen.

Zum Retter in dieser Not wurde M. Henry, der neue Präsident der Akademie. Er hatte im vorigen Sommer seine Ferien in der herrlichen Alpenlandschaft von Chamoni verbracht. Was ihm aber dort am meisten imponierte, war jedoch nicht das gewaltige Bergmassiv des Montblanc; es war vielmehr das sonäre Läuten der Kuhglocken, das von den Alpenmatten nach der Terrasse des Hotels hinüberklang, auf der sich Henry von den Anstrengungen seines wissenschaftlichen Strebens erholte. Schon oft sind große Gedanken in der Einsamkeit der Natur geboren worden, und auch über den gelehrten Herrn Henry kam der Geist der Erläuterung; in kluger Vorausicht erstand er künstlicherweise eine laut hallende Glocke, die ursprünglich dazu bestimmt war, an einem metallbeschlagenen Lederriemen einer pflichtbewußten Milchkuh um den Nacken gehängt zu werden.

Als Herr Henry in seiner Eigenschaft als neuer Präsident der Akademie zum ersten Male die Session dieses Jahres eröffnete, sumnte wie immer das eifrige Gespräch der diskutierenden Mitglieder durch den Saal, während andere sich einem wohlverdienten süßen Schlummer hingaben. Henry schwang nun das dröhnende Erz seiner Kuhglocke. Zäh verstummten die Gespräche; erschrocken tauchten die Schläfer aus den Urgründen ihres Unterbewußtseins heraus. Feierliche Stille und gespannte Aufmerksamkeit herrschte im Saale.

Die Kuhglocke hatte gehalten, was Herr Henry sich von ihr versprochen hatte.



Europäische Kriegsmethoden in afghanischer Anwendung

In Afghanistan hat sich zwischen den Truppen des Königs Amanullah und seines Gegners Habibullah ein Stellungskrieg entwickelt, dessen Methoden — natürlich in primitiver Weise — die des Weltkrieges nachahmen. So hat man zu dem verblüffend einfachen Mittel gegriffen, in Ermangelung von Stacheldraht die Stellungen gegen überraschende Angriffe durch Anpflanzung fleischfressender Pflanzen zu schützen. Diese Pflanze (Carnivora africana aprilis) erreicht eine ganz beträchtliche Größe und macht

das Durchschreiten der bepflanzten Zone nahezu unmöglich. Da die Pflanze in ruhigen Zeiten des Stellungskrieges durch Fütterung vor dem Verhungern geschützt werden muß, so gibt man ihr Kleintiere, wie Ratten, Mäuse usw. Unser Bild zeigt, wie ein afghanischer Krieger eine solche Pflanze mit einer Ratte füttert. — Wie wir hören, wird die Pflanze bereits in den bekannten Freiherrlich von Münchhausen'schen Gartenculturen angebaut, so daß man sie in Gartenausstellungen bald sehen dürfte.



Nicht wahr — ihr habt das nicht vergessen: Mit Pflanzen, die stets Fleisch nur fressen, schützt alle Schützengräben man! Dort unten in Afghanistan! Münchhausen, als er dies gelesen, sprach: „Zimmer ist das so gewesen! Die Pflanzen, die verhungern nie. Mit Zeitungsenten füttert“ ist sie. Wenn zu der Narren Ruh und Frommen April mal ist ins Land gekommen, Beginnt die große Fütterung — — Na, seid ihr nun belehrt genug?

Lich ist dieser Gedanke von unserem umsichtigen Magistrat längst gedacht worden. Schon seit Wochen bereitet er den Stadtoberhäuptern erhebliche Kopfschmerzen. Festgelegt ist dieser Akt auf den 3. Mai d. Js., wobei klar ist, daß er nicht etwa ganz still erledigt werden darf. Die hohen und höchsten Beamten unserer Republik, müssen als Gäste aufgestellt sein. So rechnet man mit dem Staatspräsidenten Mosciński, mit Piłsudski und anderen hohen Persönlichkeiten. Ob sie kommen werden? Nun einseitig besteht die Illusion, und eben deswegen wird alles hierzu notwendige bis ins Kleinste vorbereitet. Herr Stadtpräsident Spaltenstein läßt tüchtig seine Feste, die ja freilich im Vordergrund der Gesamtfeste stehen wird, während der übrige Magistrat zu sorgen hat, für die dazugehörigen Umzüge, Festessen und dergleichen. Die Einladungen an alle Vereine und Gruppen am Orte werden demnächst ergehen, mit teilzunehmen am Festzug, diemalen, die zur Verfügung stehenden Musikkapellen, die Aufgabe haben, eigens hierzu Weisen zu studieren. Und als ein besonderer Feiertag, soll diese Gelegenheit unseren Stadtvätern gelten. Für sie sind ganz unerwartete Ueberraschungen vorgesehen. Nach allem öffentlichen Tam Tam, haben sie ein großes Festessen in Gemeinschaft, mit dem hohen Magistrat und den anwesenden Ehrengästen, wo ihnen bei großer Tafel freisteht, das geschaffene Werk auch gründlich zu begutachten. Ob die übrige Teilnehmerschaft eine ebensolche Bewirtung erhält, darüber ist man sich im Magistrat noch nicht einig. Höchstwahrscheinlich kaum, da man auch dort erkannt hat, daß unter den Umständen die Beteiligung für die große Zahl der ausgehungerten Bürger zu verhängnisvoll wäre. Also wird man sich schon auf einen gewissen Kreis beschränken müssen. Und alle sonst noch notwendigen Erfordernisse werden selbstverständlich eingehend geprüft, da schließlich ja der Termin hierfür in immerhin weiter Ferne liegt.

Aus dem Ganzen ergibt sich jedenfalls, daß der diesjährige Nationalfeiertag für unsere Stadt, ein städtischer Feiertag großen Stils zu werden verspricht, der allen Einwohnern zum ewigen Gedenken wird. So freut sich die Bürgerschaft mit der Behörde, denn Feste zu feiern, ist die einzige Möglichkeit die Not zu vergessen, die sie heute hat. Leider nur zu vergessen, denn die ganze Feier geht sowieso auf ihre Rechnung.

Osterveranstaltungen im Volkshause.

Wie alljährlich, so werden auch diesmal am 1. Osterfeiertage im Volkshause eine Reihe von Festlichkeiten veranstaltet, die bereits mit aller Sorgfalt vorbereitet worden sind. Im Garten findet ein Morgenkonzert statt, ausgeführt von der Tschaikowsky Kapelle unter Mitwirkung des Volkschors Königschütze. Außerdem findet im Vereinszimmer ein Pfannkuchen-Festessen statt. Die Pfannkuchen stellt in liebenswürdiger Weise der Restaurateur Postlott zur Verfügung, welche er aus der Konditorei Klupsch bezieht. Als Preise kommen drei wertvolle Gegenstände zur Verteilung und zwar besteht der erste Preis aus einer Stanbuhr, gestiftet vom Bezirksleiter Genossen Niesch, der 2. aus einer gold. Damenuhr, gestiftet vom Redakteur Rowoll, der dritte aus einem Kaffeelavies, gestiftet von der Frauarbeiterwohlfahrts-Königschütze. Gleichzeitig findet im Bibliotheksraum eine Verlosung von sehr guten Büchern, vornehmlich Unterhaltungsliteratur statt. Dagegen im Lokale des Herrn Schmidt wird ein Referentenwettbewerb stattfinden. Auch hier sind mehrere Preise zu verteilen. 25 Referenten haben sich bereits angemeldet und so dürfte dieser Wettbewerb nicht von geringem Interesse sein, zumal sich unter den Gemeldeten bekannte Redner befinden. Die Redezeit für den einzelnen ist auf 3 Minuten bemessen. Als Schiedsrichter werden die Genossen Belska, Gorny, Dr. Bloch und der Vorsitzende der Ortsgruppe Königschütze des Bundes für Arbeiterbildung fungieren. Im großen Saale wird von der Frauengruppe eine Art Frühstücken veranstaltet, nur wird Kaffee anstatt Bier verabfolgt. Bei dieser Gelegenheit hält Genosse Redakteur Olonski einen Vortrag über die Schädlichkeit des Alkohols, dem die Gründung einer Abstinenzgruppe folgt. Am Nachmittag wird in allen drei Lokalen Konzerte. Abends dagegen kommt erst der Clou aller Veranstaltungen, nämlich ein Preisfesten aller Arbeitervereine, was, wir können es schon heute verraten, zu einer großen Sensation wird. Wie den Abschluß der Veranstaltungen bildet ein Preistanzen. Wie man sieht, hat die Leitung des Volkshauses alles getan, um den Gästen ein gutes Programm am 1. Osterfeiertage vorzusetzen.

Ortsauschuß Königschütze. In der am Sonntag, den 24. März stattgefundenen Ortsauschuß-Generalsversammlung wurde der Kollege Knappitz Georg zum diesjährigen Vorsitzenden gewählt. In Zukunft sind alle Zuschriften an denselben an seine Adresse, Kol. Huta, 3-go Maja 6, Zimmer 9, zu richten. Bezüglich Eingaben in Kassengeschäften werde man sich wie früher an Kollegen Dumbila Anton, Kol. Huta, Krzywowa 2a. Bescheiden über Bewirtschaftung der Lokale sind ebenfalls an letzteren zu richten.

Der „eiserne Gustav“ in unseren Mauern. Mit dem zur Zeit in Beuthen weilenden Droschkentischer, der mit seinem Gaul und der Kutsche von Berlin nach Paris und zurück fuhr, bekannt als der „eiserne Gustav“, hat der Gastwirt Postlott, Volkshaus, 3-go Maja 6, einen mehrtägigen Kontrakt abgeschlossen, wonach jener ab dem diesjährigen Osterfeiertag im besagten Lokal seine auf der Fahrt gewonnenen Eindrücke persönlich zum besten geben will. In bestimmten Abständen werden die Gäste Gelegenheit haben, den „eiserne Gustav“ bewundern zu können, so daß jedermann empfohlen werden kann, diesen Augenblick wahrzunehmen. Er wird sich innerhalb unseres Bezirkes nicht wiederfinden, da die Aufenthaltserlaubnis nur für kurze Zeit gewährt ist. — Parole: Ab Montag zum „eiserne Gustav“.

Siemianowicz

Eine schlafgertige Schwiegertochter.

Weil sie in einem Jähwutprophet von ihren Schwiegereltern vor Gericht schwer beleidigt wurde, übte die Schwiegertochter Vergeltung auf eigene Faust. Bei einem Besorgungsgang wurde sie sich der Schwiegermutter entgegen und ohreignete sie offiziell. Die Frau flüchtete in ein Geschäft und wurde vom Ladeneinnehmer hintenherum herausgelassen. Zufällig lief ihr aber der eigene Mann in die Hände; nach einem kurzen Wortgefecht, bei welchem der Mann handgreiflich werden wollte, zog die schlafgertige Tochter einen Schlüsselbund aus der Tasche und bearbeitete den Mann solange, bis er mit blutüberströmtem Gesicht das Weite suchte. Zu Hause angekommen, wollte der Mann nach russischer Methode Hausherrenrechte ausüben. Er kam aber sehr schlecht an, denn mit einem Küchenmesser hielt ihn seine Frau solange im Schach, bis er nachgeben mußte und der häusliche Friede wieder hergestellt war. Ein Justizverfahren ohne Zwistig.

Überall daselbe. Bekanntlich erhalten die Arbeitslosen mit reichsdeutscher Staatszugehörigkeit auf dem Gebiete der Republik Polen keine Arbeitslosenunterstützung. Das deutsche Generalkonsulat ist verpflichtet, diese durch wöchentliche vorläufige Zahlung solange zu unterstützen, bis der Unterstützungs-

Die Bauämter in den schlesischen Gemeinden

Jede größere Industriegemeinde hat eine Bauabteilung, die von Bautechnikern geleitet wird. Große Gemeinden, wie Königschütze, Rattowicz, Myslowitz u. a. haben die Leitung der Bauabteilung Bauarchitekten anvertraut, die das Baugewerbe theoretisch und praktisch genau kennen. Welche Aufgaben haben die Gemeindebauabteilungen zu erfüllen? Die Bauabteilung der Gemeinde stellt die Baupolizei dar. Es obliegt ihr darüber zu wachen, daß baufällige Häuser geräumt werden bezw. beizeiten wieder hergestellt werden, damit die Bewohner eines solchen Hauses unter den Trümmern nicht begraben werden. Vor dem Kriege wurden die Baupolizeivorschriften sehr rigoros gehandhabt; heute ist dies nicht mehr der Fall, weil heute baufällige Häuser bewohnt werden und selbst gesundheitsgefährliche Räume überall voll Menschen sind. Das haben wir selbstverständlich der großen Wohnungsnot zu verdanken, welcher selbst die Bauämter der Gemeinden mit ihren baupolizeilichen Vorschriften machtlos gegenüber stehen.

Die Gemeindebauämter haben aber noch andere Aufgaben zu erfüllen, als über die baupolizeilichen Vorschriften zu wachen, insbesondere jetzt als die Bauintiative zum großen Teil in die Hände der Gemeinden übergegangen ist. Heute baut entweder die Regierung oder die Gemeinde, und da ist eine größere Gemeinde ohne eigene Bauabteilung gar nicht mehr denkbar. Das bedeutet aber nicht, daß das Bauamt der Gemeinde selbst bauen muß. Meistens ist das auch gar nicht der Fall, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß hier und da die Bauabteilung selbst ein Bau leitet. Das wichtigste ist jedoch die Vergabe der Bauarbeiten an Privatfirmen. Will die Gemeinde ein Wohnhaus bauen, so geschieht das durch die Ausschreibung der Bauarbeiten. Die Baufirmen reichen ihre Offerten ein und die Bauabteilung sucht dann unter den Offerten eine heraus, die den Wünschen der Gemeinde am besten entspricht. Es wird vielfach

so gehandhabt, daß die billigste Offerte ausgewählt wird, doch sind hier noch mehrere Vorbehalte, da nicht immer die billigste Offerte die beste ist. Es kommt nicht nur auf das Meistere des Bauobjektes an, sondern auch auf die Baufirma, die sich um die Arbeit bemüht, vor allem darum, ob die Firma überhaupt leistungsfähig ist. Alle diese Sachen können nur durch Sachleute beurteilt werden und dazu braucht man eben die Bauabteilung. Wird die Arbeit an eine Baufirma vergeben, so tritt erst die Bauabteilung der Gemeinde in Funktion, die den Bau überwachen muß. Wir haben im vorigen Sommer gesehen, wohin es führt, wenn eine Überwachung durch sachmännische Kräfte ausgelassen wird. Der Myslowitzer Magistrat, vielmehr der Leiter hat die Ratschläge des Bauarchitekten bei dem Bau der Zentralna Targowica ignoriert. Es war das der Bauarchitekt Cielentkiewicz, der die Stadterhaltung auf die vielen Mängel bei der großen Viehhalle aufmerksam machte und als seine Ermahnungen nicht geachtet haben, sein Amt niederlegte. Die Folgen liegen gar nicht lange auf sich warten, weil die Viehhalle einstürzte und selbst Menschenleben vernichtete.

Ist der Bau fertig, so muß er von der Bauabteilung abgenommen werden. Neben dieser Tätigkeit obliegt es dem Bauamt, die Gemeindehäuser zu verwalten, erforderliche Investitionen beizeiten durchzuführen und noch dafür zu sorgen, daß der Häuserbau in der Gemeinde nach einem gewissen System erfolgt. Es sind ja mit einem Wort wichtige Aufgaben, die ein Bauamt in einer Gemeinde zu erfüllen hat. Man hört aber auch Klagen, daß die Beamten des Bauamtes mit Privatfirmen unter einer Decke stehen. In Rattowicz wurden solche Vorwürfe durch die Presse gegen das dortige Bauamt erhoben. Uebergriffe kommen schließlich überall vor, aber das kann die Bedeutung der Bauämter in den Gemeinden nicht herabmindern.

antrag der Arbeitslosen diemittigend erledigt ist. Der verheiratete Grubenarbeiter Sz. aus Siemianowicz hat seinen Antrag bereits vor 3 Monaten eingereicht, ohne bis heute Bescheid zu erhalten. Seine wöchentliche Unterstützung durch das deutsche Generalkonsulat beträgt 5 bis 10 Zloty. Sz. ist hier als braver Arbeiter bekannt und hat sich eine derartige Behandlung gewiß nicht verdient. Dem deutschen Generalkonsulat kann man aber getrost zurufen: Es ist nicht alles Gold, was glänzt!

Unterstützt eingeschätzt. Ein bedeutendes Industrieunternehmen hat seine Angestellten zur Arbeitslosenversicherung nicht in tatsächlicher Einkommenshöhe eingeschätzt. Bei einem Unterstützungsantrag eines abgebauten Angestellten stellte die Versicherungsanstalt den Fehler fest und machte dem Antragsteller Schwierigkeiten bei der Zuteilung der geschätzten Unterstützung, ohne daß den Angestellten eine Schuld trifft. Weitere Ermittlungen haben ergeben, daß in vielen Fällen das Einkommen unterkorrekt angegeben worden ist; die Angelegenheit dürfte wohl ein Nachspiel ergeben. Andererseits führen gewinnmüchtige Unternehmer, sogar mit adligen Namen, ihre versicherungspflichtigen Angestellten nicht der Angestelltenversicherung zu, sondern zahlen diese als Profitgüter im Schuttschloß. Schützen sich solche Angestellte nicht vor derartigen Manipulationen, so sind sie nicht unterstützungsberechtigt und können jahrelang klagen. Schließt auch vor der Rigorosität der Unternehmer.

Myslowitz

Zur Straßenpflege in Myslowitz.

In diesem Jahre will die Stadt einige Straßen herichten, insbesondere die Schlachthausstraße, die Krakauerstraße, die Entenstraße, die ul. Strumilowski und andere Nebenstraßen. Zusammen sind es gegen 8 Straßen, die mit einem Kostenaufwand von mehr als 300 000 Zloty hergerichtet werden sollen. Darunter befindet sich auch die Landstraße zwischen Myslowitz und der Wilhelmshütte, die allein mehr als 100 000 Zloty erfordert. Selbstverständlich sollen hier die dringendsten Arbeiten ausgeführt werden und das was sich verschieben läßt, soll verschoben werden. Die Straßenpflege in Myslowitz bildet ein Kapitel für sich. Eigentlich kann von einer Straßenpflege in Myslowitz gar nicht gesprochen werden, denn das was man als Straßenpflege in Myslowitz bezeichnet, besteht darin, daß einige alte Frauen, die die Armenunterstützung beziehen, von Zeit zu Zeit die Straßen etwas auskehren. In den Wintermonaten wurde nicht einmal zusammengekehrt, weil das überflüssig war. Die Hauseigentümer wurden von der Polizei arg gehalten, die Schneemassen von den Fußsteigen zu entfernen, was auch geschehen ist. Der Schnee wurde von den Fußsteigen haufenweise auf die Straße geworfen und blieb dort liegen. Monatelang lag der Schnee da und bildete eine Art Barrikaden über die man gar nicht hindurch konnte. Als dann die Sonne kam und Tauwetter eintrat, bildeten sich auf den Straßen Röhren. Das Wasser konnte nirgendwo ablaufen, weil die Kanäle zugefroren sind. Erst dann nahm sich der Magistrat der Sache an und ließ die Schneemassen entfernen. Das geschah nur im Zentrum der Stadt, während die Nebenstraßen noch heute Schneemassen aufweisen und infolge von Tauwetter immer noch unpasseierbar sind. Am allergrößten sieht es unter dem Bahntunnel an der Myslowitzgrube aus. Die ganze Beuthenerstraße von der

Kreuzkirche bis zum Tunnel befindet sich in einem jämmerlichen Zustande und unter diesem steht die Straße noch heute und überschwemmt nicht nur die Straße, sondern auch die Bürgersteige. Wer dort die Stelle passieren muß, und der Verkehr ist dort sehr rege, der bekommt nasse Füße. Die armen Passanten müssen die Straße in ihren Schuhen watscheln. Desgleichen in der Teichstraße, die wochenlang an die „polnischen Wege“ erinnerte. So weit und breit Oberfließen ist, gibt es nirgends so verwahrloste Straßen, wie die beiden genannten in Myslowitz und doch ist Myslowitz kein verfallenes Nest, sondern eine Großstadt mit mehr als 20 000 Einwohnern. Mit der Zeit wird es noch ärger, wenn an den Ausbau der Straßen nicht gespart wird. Wurde doch seit Kriegsbeginn, also seit 15 Jahren nichts unternommen, um die Straßen halbwegs herzurichten, sie auszubessern. Erhält die Stadt keine Kredite, so wird der jetzige Zustand verewigt.

Die Armen wurden vergessen. Das kommt jetzt öfters vor, daß man die Ortsarmen und Arbeitslosen vergißt. Das passiert nicht nur dem üblichen Magistrat mit Herrn Rogur an der Spitze, sondern auch wo anders. In Myslowitz wurden die Ortsarmen ebenfalls vergessen und erhielten für die Osterfeiertage nichts, keine Zulage zu ihren armseligen Unterstützungen ausgezahlt. Der Magistrat tut als wenn er das vergessen hätte. Er hat es aber nicht vergessen, sondern will ganz einfach nicht geben. Die Stadterordnetenversammlung wurde im März überhaupt nicht einberufen, abgesehen von der Außerordentlichen, die sich nur mit der Budgetangelegenheit befaßte. So kam es also, daß sowohl der Magistrat als auch die Stadterordnetenversammlung die Armen übersehen haben und sie gingen leer aus. Vor einem Jahre war es noch anders und man hat an die Arbeitslosen und Armen eine Unterstützung für die Osterfeiertage ausgezahlt. Seit dieser Zeit hat sich nichts geändert. Die Geldsorgen sind dieselben geblieben und die paar tausend Zloty Unterstützung hätten die Stadt auch nicht ruiniert. Aber man wollte ganz einfach nicht geben. Die Armen in Myslowitz werden wohl keine fröhliche Ostern haben.

Wann werden die Leichen geborgen? Es sind schon bald 14 Tage als der Deuteneinsturz auf der Myslowitzgrube erfolgte, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, die Leichen der drei Arbeiter zu bergen. Eine Zeitlang wurden die Berunglückten mit Namen aufgerufen, weil man sich überzeugen wollte, ob nicht etwa noch einer am Leben ist. Kein Laut wurde vernommen und man hat sie aufgegeben. Es ist auch völlig ausgeschlossen, daß noch einer am Leben sein könnte. Das wußte man schließlich gleich nach dem Einsturz, aber vorsichtshalber hat man noch alles versucht, um sich zu überzeugen, ob doch nicht etwa ein Zeichen von den Berunglückten gegeben wird. Eine Rettung war ohnehin nicht möglich, weil noch immer Kohlenmassen einströmen. Man wird an die Unglücksstelle, wo die drei Bergleute verschüttet sind, nicht mehr gelangen können und heute besteht bereits die Absicht, die ganze Stelle zu verschleimen, samt den verunglückten Arbeitern. Die Arbeitsstelle der drei Arbeiter — alle waren in der P. P. S. organisiert — wird ihnen, also als Grab dienen müssen. Im Zechenhaus der Myslowitzgrube hängt eine schwarze Tafel, auf der die Unglücksfälle vermerkt werden. Der letzte Vermerk wurde im November vorigen Jahres gemacht. Später hat man das wahrscheinlich vergessen. Die Tafel wurde sauber abgewischt und wartete mehrere Monate auf die neuen Eintragungen. Sie kamen nicht, nicht etwa deshalb, daß keine Unglücksfälle passierten, sondern man hat es eben „vergessen“. Erst der letzte Einsturz, der drei Menschenleben erforderte, hat die Verwaltung daran erinnert, daß im Zechenhaus die schwarze Tafel hängt.

Pflege und Umgebung

Nikolai. (Schubertfeier.) Auf die am 1. Feiertag, 7.30 Uhr im Hotel „Polonia“ stattfindende Schubertfeier, an der verschiedene Solisten mitwirkten, sei noch einmal empfehlend hingewiesen.

Geschäftliches

Bei verdorbenem Magen, Darmgärungen, üblem Mundgeschmack, Stuhnpfänger, Fieber, Stuhlverhaltung, Erbrechen oder Durchfall wirkt schon ein Glas natürliches „Franz-Josef“-Wasser und angenehm. Namhafte Magenärzte zeugen, daß sich der Gebrauch des Franz-Josef-Wassers für den durch Essen und Trinken überladenen Ernährungsweg als eine wahre Wohltat erweist. — Zu haben in Apotheken und Drogerien.

Unser neuer Roman

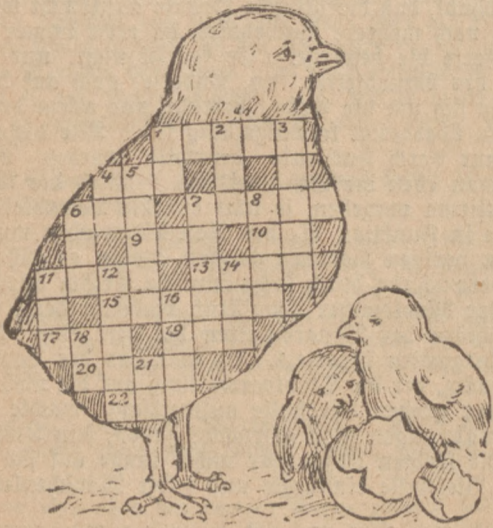
Anfang April beginnen wir mit der Veröffentlichung unseres neuen Romanes

„Zos von Rom“

aus der Feder des bekannten Balladensängers und Heimatdichters Ewald Cwienk, Feuilletonredakteur am „Oberöhl. Kurier“. Dieser Roman schildert in packender Weise den Werdegang eines jungen Mannes aus erzähltholischen Kreisen, der anfänglich für den Priesterstand bestimmt, sich von der Kirche loslagte und zu einem ihrer größten Befämpfer wurde.

Rätsel-Ecke

Dieser Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Figur aus der Operette „Die Fledermaus“, 4. Raubvogel, 6. Teil des Baumes, 7. Körperorgan, 9. Fisch, 10. französische Bezeichnung für „man“, 11. Baum, 13. englisches Adelsprädikat, 15. Land in Asien, 17. Teil des Wagens, 19. lateinische Bezeichnung für „Luft“, 20. Stadt in Preußen, 22. Fürwort.

Senkrecht: 1. Flächenmaß, 2. Lebensgemeinschaft, 3. Rot, 4. Spielfarbe, 5. europäische Hauptstadt, 6. Fisch, 7. Pflanze, 8. Quelle, 11. Zeitangeber, 12. Figur aus der griechischen Sage, 14. schwedische Münze, 16. Spiel, 18. Ausruf, 21. italienische Tonstufe.

Silben-Rätsel

Aus den Silben: a — all — bel — ben — bein — bert — ber — her — ham — hen — de — den — dieb — ei — eis — fa — fer — gat — hi — i — il — ja — ka — kir — la — le — len — lin — log — ma — me — me — min — ne — neun — nie — nis — os — öl — re — ro — ru — sa — se — tiro — tsi — tan — ten — tie — ter — ter — tis — ü — wiß

sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und fünfte Buchstaben beide von oben nach unten gelesen einen Wunsch ergeben. (j. u. h = 1 Buchstabe.)

1. Profadichtung.
2. Zerfallenes Baumwerk.
3. Delbehälter.
4. Faltengebirge in Asien.
5. Körperorgan.
6. Marderart.
7. Bekannter Ozeanflieger.
8. Beifließer.
9. Himmelsrichtung.
10. Kurort in Ober-Engadin.
11. Gewinnanteil.
12. Berliner Spezialgericht.
13. Männername.
14. Körperorgan.
15. Fortschreiber.
16. Wort für allerorts.
17. Stadt in Rheinland (Saar).
18. Stadt in Zentralasien (China).
19. Festgesetzter Zeitpunkt.
20. Sternendeckel.
21. Dasein.

Beischstarke

R. STAIER

Memel

Was ist der Herr?

Auflösung des Silben-Rätsels

1. Weinbrand.
2. Entföhrerung.
3. Rudolf.
4. Boulogne.
5. Eintonnen.
6. Tiffin.
7. Fußwanne.
8. ühlich.
9. Rollschuhe.
10. Dillenburger.
11. Eise.

Werket für den Volkswille.

Auflösung der Beischstarke

Der Herr wünscht den Volkswille.

Auflösung des Kreuzworträtsels



Mitteilungen

des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Mittwoch, den 3. April, abends 8 Uhr, Vortrag. Als Referent erscheint Gen. Schumann aus Hindenburg. Alle Partei- und Gewerkschaftsmitglieder werden hiermit eingeladen. Nach dem Vortrag Vorstandssitzung, zu welcher die Vorstehenden, sowie die Delegierten der einzelnen Kulturvereine zu erscheinen haben.

Friedrichshütte. Donnerstag, den 4. April, abends 6 Uhr, findet ein Vortrag statt. Als Referent erscheint Lehrer Boese, welcher sprechen wird über „Die der Vorwelt“ mit Bildfildern. Alle Kollegen und Freunde werden gebeten, recht zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Versammlungskalender

Königshütte. Ortsauschüsse. Mittwoch, den 3. April d. J., abends 7.30 Uhr, findet im Volkshaus Krol-Huta eine Konferenz der Vorstände der Ortsauschüsse Polnisch-Oberschlesiens statt. Daz u haben alle Vorstandsmitglieder pünktlich zu erscheinen.

Königshütte. Naturfreunde. Am Mittwoch, den 3. April, abends 7.30 Uhr, findet im Vereinszimmer des Volkshauses in

Vor Nässe u. Verkältung



SCHÜTZEN
SIE
DIE WELT-
BEKANNT
BILLIGSTEN
UND HALT-
BARSTEN

Gummischuhe PEPEGE

MIT TRIKOTFUTTER
FÜR DAMEN ZI 10.—
FÜR HERREN ZI 11.30

ÜBERALL ZU VERLANGEN!
ACHTET AUF DIE FABRIKMARKE!

Königshütte, ul. 3-go Maja 6, die jährliche Monatsversammlung statt. Die Mitglieder werden gebeten pünktlich zu erscheinen.

Stemianowiz. (Freie Sänger.) Bei schönem Wetter unternimmt der Verein am Montag, den 1. April, um 3 Uhr nachmittags einen Ausflug nach Wittkow. Treffpunkt 3-4 Uhr im Gasthaus Geisler.

Stemianowiz. Ortsauschüsse und Parteivorstand treffen sich am Sonntag, 7. April, abends 6 Uhr, im Restaurant des Herrn Prohotta (fr. Exner) zusammen. Besondere Einl. ergehen nicht.

Stemianowiz. OSA. Am Donnerstag, den 4. April, abends 6.30 Uhr, findet im Vereinszimmer des Herrn Genrich, Richterstraße, eine Mitgliederversammlung der OSA, und der Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt statt. Zahlreiches Erscheinen erwünscht. Referent zur Stelle.

Janow. Freidenker. Am Montag, den 1. April (2. Osterfeiertag), findet eine Versammlung der Freidenker und Genossenschaft um 8 Uhr nachmittags bei Herrn Kothiba in Janow statt. Da wichtige Punkte auf der Tagesordnung sind, ist vollständiges Erscheinen der Mitglieder erwünscht. Gäste willkommen.

Nikolai. (Aktion Ortsauschüssevorstand.) Am Ostermontag, den 1. April, um 11 Uhr vormittags, findet die Sitzung des Ortsauschüssevorstandes im Lokal Freundschaft statt.

Oberlagist. Bergarbeiter. Am Sonnabend, den 30. März findet eine Versammlung des Bergarbeitervereins Ober-Lagist bei Herrn Mucha abends 6 Uhr statt.

Hubertushütte. D. M. B. Montag, 1. April, abends 6 Uhr, findet bei Brachmainski ein Unterhaltungsabend mit anschließ. Tanzbelustigung statt. Alle Freien Gewerkschaften werden hierzu eingeladen.

Am Alfar

Roman von E. Werner.

56)

Mit einer heftigen Bewegung machte sich Lucie frei, aber sie schrie, die Lippen preßten sich nur fester zusammen, und das Antlitz nahm wieder jenen Ausdruck an, dem man es ansah, daß sich ihm weder mit Güte noch mit Gewalt etwas abzwängen ließ. Franziska wartete vergebens auf einen Laut aus ihrem Munde.

Kind, jetzt fange ich wirklich an, mich vor Ihnen zu fürchten!“, sagte sie ernst, „denn menschlich und natürlich ist dies Wesen nicht. Sie hören, daß man Ihren Bruder der Tat beschuldigt und ihn deswegen verhaftet, Sie wissen, daß seine Ehre, sein Leben auf dem Spiele steht, und schweigen, während ein Wort von Ihnen vielleicht Licht in die Sache bringen und ihn freimachen kann! Lucie, um Gottes willen, was können Sie denn noch zu schweigen oder zu verschweigen haben nach dieser letzten Viertelstunde?“

Es erfolgte auch jetzt keine Antwort, aber die letzte Mahnung schien doch tiefer gegangen zu sein. „Bernhards Leben?“ fragte Lucie leise mit halb erstarrter Stimme, „Sie glauben, daß sein Leben in Gefahr ist?“

„Ich meine, daß die Gerichte gegen einen Mann von seiner Stellung nicht so vorgehen würden, wenn sie nicht dringende Verdachtsgründe hätten.“ Franziska war jetzt plötzlich ganz auf Seiten des vorhin so geschmähten Gerichtes, „und wenn sie verhaften, können sie auch verurteilen. Bei einer Anklage auf Mord handelt es sich immer um Leben und Tod.“

Das junge Mädchen beugte wieder zusammen, wie vorhin bei dem Worte des Bruders. „Bernhard wird nicht verurteilt werden!“ sagte sie tonlos, aber fest.

Franziska fuhr vom Stuhle auf. „Nicht? Und das wissen Sie mit solcher Bestimmtheit? Also können Sie ihn retten? Lucie, ins Himmels Namen, sagen Sie mir nur das eine Wort, können Sie es?“

„Ich —“ hoffte es, wollte sie antworten, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, hoffen konnte sie diese Rettung nicht. „Ich will es versuchen!“

„Gott sei Dank!“ rief Franziska aufatmend. „Endlich ist das Eis gebrochen! Und nun vertrauen Sie sich mir an, Kind, was haben Sie vor?“

„Morgen! Heute kann ich nicht.“

„Aber —“

„Ich kann nicht!“ wiederholte Lucie entschieden und machte der Unterredung dadurch ein Ende, daß sie nach ihrem Zimmer schritt.

Franziska folgte ihr zwar, aber sie mußte bald genug einsehen, daß heute wirklich nichts mehr von dem jungen Mädchen zu erreichen war, sie gab endlich die nutzlosen Versuche auf.

Von Schlaf war bei den beiden Frauen in dieser Nacht nicht viel die Rede. Lucie hatte sich angekleidet niedergelegt, aber ihre Gefährtin sah nur zu gut, daß sie das Auge auch nicht einen Moment lang schloß. Franziska selbst ließ sich erst gegen Morgen von einem leichten Schlummer überraschen, zu ihrem Schaden, denn als sie erwachte, war ihre junge Pflegebefohlene von ihrer Seite verschwunden und im ganzen Zimmer nicht zu entdecken.

Erschreckt sprang die Erzieherin auf und eilte hinaus, aber dort traf sie bereits das ganze Haus in Aufruhr: die Nachricht von Günthers Verhaftung, die gestern Abend noch verborgen geblieben, war heute in aller Frühe bereits durch den Briefboten aus E. nach Dobra gebracht worden und hatte dort leichtbegreifliches Entsetzen erregt; Franziska hatte Mühe, sich in dem allgemeinen Durcheinander Luft zu einer Frage nach Lucie zu schaffen.

„Fräulein Lucie ist schon vor einer Stunde abgereist“, erklärte das Mädchen, welches sie beide bediente, „sie läßt aber das Fräulein bitten, sich nicht zu ängstigen, sie würde vor Abend wieder zurück sein.“

Franziska stand wie vom Donner gerührt. „Abgereist? Wohin?“

„Das weiß ich nicht! Wahrscheinlich weiß es nur der alte Josef, der das Fräulein fährt; sie hat niemand ein Wort davon gesagt.“

„Nun, das ist ja eine schöne Geschichte! Herr Günther vertraut sie ausdrücklich meinen Händen an, und jetzt geht sie mir heimlich auf und davon! Wo kann sie hin sein? Natürlich nur nach E. zum Bruder, um ihm mitzuteilen, was sie mir verschwiegen. Und man wird sie nicht einmal zu ihm lassen! Konnte das törichte Kind mich nicht mitnehmen? Ich hätte mir den Weg ins Gefängnis gebahnt, und wenn zwölf Landrichter und vierundzwanzig Gerichtsdienner davor Posto gefaßt hätten, um mir den Eingang zu wehren!“

Franziska wurde in ihrem zum Glück nicht laut geführten Selbstgespräch unterbrochen, denn von allen Seiten klangen jetzt Fragen, Erkundigungen, Bitten auf sie ein. Die Beamten kamen mit schredensvollen Gesichtern, die Dienerschaft lief verstört und ratlos durcheinander, der ganze Haushalt schien aus den Fugen

gegangen. Da galt es energisch einzugreifen und den sämtlichen Untergebenen zu zeigen, daß wenigstens noch eine leitende Hand da war, die Ordnung in das so plötzlich entstandene Chaos zu bringen.

„Das Fräulein steht ihren Mann!“ jagte der unter Günthers Leitung sehr tüchtige, aber nichts weniger als selbständige Oberinspektor, als er nach Verlauf einer Stunde von ihr zurückkam. „Die verkehrt sich aufs Kommandieren fast so gut, wie der Herr selber. Gott sei Dank, daß wir wenigstens noch einen haben, der den Kopf nicht verliert. Wenn sie nicht wäre, ich glaube, es ginge jetzt in Dobra alles drunter und drüber!“

Im Hochgebirge hatten die Stürme während der letzten Tage wieder mit verheerender Gewalt gewüthet. Ausgetretene Bergwasser, entwurzelte Bäume, niederstürzendes Felsgeröll hatten die Wege unpässlich gemacht und die höher gelegenen Bergorte, wie A., gänzlich von der Ebene abgeschnitten. Die Verbindung damit war fast ganz unterbrochen, denn die Gebirgswohner, die allenfalls noch zu Fuß hinauf oder hinunter gelangen konnten, scheuten sich, ohne Not den gefährlichen und mühseligen Weg zu machen.

Am so mehr wunderte sich der rüstig voranrückende Bauer, daß die junge Dame, welche ihm folgte, dies Wagnis unternehmen wollte. Sie war mit ihrem Wagen nur ungefähr bis zur Hälfte des Weges gekommen, da erwies sich die Wetterfahrt als unmöglich, aber vergebens bat sie der alte Aufscher mit Tränen in den Augen, zurückzubleiben, vergebens warnten die Dorfleute. Sie hatte erklärt, vorwärts zu müssen, nach A. hinauf zum Pfarrer Clemens, wie sie sagte, hatte einen der Männer durch das Anerbieten eines reichlichen Lohnes bewogen, ihren Führer zu machen, und setzte nun wirklich die Reise mit ihm zu Fuß fort.

Es war ein arger Weg, er zeigte überall noch die Verheerungen des Sturmes, der sich glücklicherweise während der Nacht gelegt hatte. Der Führer blickte sich oft genug besorgt um nach seiner schweigsamen Begleiterin, ob sie auch zu folgen vermöge, woran er ernstlich zweifelte. Freilich, sie war jung und leichtfüßig, aber doch gar zu zart für solchen Gang und für solches Wetter, zudem waren ihre Schuhe so dünn und fein, jeder Tritt mußte sie ja schmerzen hier auf den scharfen Steinen, und der Regenmantel, der über die leichte Kleidung geworfen war, schützte sie auch nicht viel vor dem noch immer scharfen Bergwind. Sie schien aber beides nicht zu empfinden, sondern folgte unverdrossen ohne Ausruhen und ohne Klage, als kenne sie weder Ermüdung noch Furcht.

(Fortsetzung folgt.)

Gewerkschaftliche Auferstehung

Während es allüberall von Mensch zu Mensch „Fröhliche Östern“ klingen wird, eine Festesfreude zum Ausdruck kommen soll, wird der oberösterreichische Prolet wehmütig daran denken, daß es für ihn noch lange hindurch kein Fest der Auferstehung, sondern Tage der Sorgen und Not geben wird. Jene Auferstehung Christi, die der Menschheit Erlösung und Befreiung bringen sollte, ist doch nur ein historisches Märchen und nicht einmal rein christlichen Ursprungs, sondern wie der ganze katholische Mythos den Gewohnheiten und Gebräuchen grauen Altentums entnommen. Östern, das Fest der Auferstehung oder besser gesagt des Wiederaufwachens der Natur aus dem Dunkel des Winters, war bei den Heiden das Fest der Freude, weil wiederum die ganze Umgebung des Menschen in Feld und Wald zum neuen Leben erwacht ist. Die Christenheit mußte, ob sie wollte oder nicht, sollten ihre Jünger den neuen Märchen Anhänglichkeit zeigen, auch den Osterhasen und das Osterlamm übernehmen und gerade das letztere symbolisiert neues Leben. Die Göttin des Frühlingserwachens Ostara, mußte auch den Namen zu diesem Fest geben und in diesem Sinne des Naturerwachens feiern wir Proleten das Osterfest, nicht als eine von Gott eingeleitete Feier, sondern von der Christenheit vom Heidentum übernommenes Symbol der Natur. Freilich wollen wir damit nicht den Götterglauben zerstören, denn der Mensch baut und schafft seine Götter nach eigenem Wunsch, wie sie ihm in die Naturscheinungen passen, weil er mit ihnen nichts anzufangen wußte und so seinen Mythos schuf.

Gewiß ist es auch etwas herrliches für den Proleten, wenn er ein Fest feiern kann. Wer Jahr ein, Jahr aus, Tag um Tag seinem schweren Arbeitsgang nachgehen muß, der empfindet köstliche Freude der Ruhe, wenn sie ihm durch Feiertage gegönnt wird, auch dann, wenn Mühe und Not zu den ständigen Begleiterscheinungen zählen. Denn von einem „Fröhlichen Östern“ kann bei der Arbeiterklasse nicht gesprochen werden. Und gerade jetzt hat die Regierung den Schiedspruch als besondere Osterfreude bestätigt, der der Arbeiterklasse ganze 5 Prozent Lohnerhöhung gewährt, nachdem man ihr Opferwilligkeit gegenüber dem Vaterlande abgefordert hat. Sie hat es verlernt, in harten Kämpfen dem internationalen Kapital Recht und Dasein abzurufen, sie ist durch den Weg des Elends der Verzweiflung nahe und hofft auf bessere Tage, um durch irgend einen Zufall ihre Lage zu verbessern. Hier sollte das Osterfest der Arbeiterklasse eine Mahnung sein, denn wie die Natur alljährlich zu neuem Leben erwacht, mit Selbstverständlichkeit den Kampf um Blüten und Gedeihen gegen den harten Winter aufnimmt, so sollte auch die Arbeiterklasse erkennen, daß nichts mit einem Schlage erreicht ist. Wir haben die Kraft der Massen und gewisse Schlagworte überschätzt und mußten im Verlauf der Jahre Zeuge des Aufstiegs der Reaktion sein. Aber das ist noch kein Grund, die Hände in den Schoß zu legen und auf bessere Zeiten warten.

Wir wissen, daß die Arbeiterklasse Kampfes müde ist, weil sie ringsum nichts sieht, was ihr greifbaren Erfolg verspricht. Sie hat nie Rechenschaft mit sich selbst geführt und Erkenntnis gesammelt, die dafür Zeugen sind, daß wir Menschen Produkte der jeweiligen Wirtschafts- und politischen Verhältnisse sind. Auf diese gibt es Einfluß zu gewinnen, sie zu ändern, politisch die Macht in die eigene schmale Arbeiterhand zu übernehmen und dann gibt es eine Auferstehung, eine Auferstehung zur politischen Macht, aus tiefer Dunkelheit, in welcher Staat und Gesellschaft auch heute noch im Jahrhundert des Fortschritts und des Kulturaufstiegs zurückhalten wollen. Aber diese Auferstehung kann kein kirchliches Fest vorbereiten, sie muß Werk der Aufklärung und Organisation sein. Und hier mangelt es beim Oberösterreich und bei seinem Arbeiter am meisten. Das Fest der Auferstehung, wie Weihnachten das Fest des Friedens, wurde in Oberösterreich vom Alexikalismus dazu benutzt, um Kinderfreuden den Alten zu bereiten, sie aber in der Tradition zu erhalten; gedenke daß Du Knecht bist und Sklave der heutigen Gesellschaftsordnung bleiben mußt. In dieser Tradition wird auch heute der Arbeiter erhalten und man hält ihn ängstlich von allem fern, was ihm Wegweiser für eine bessere Zukunft sein könnte. Dem Volk muß die Religion erhalten bleiben, damit er willigeres Ausbeutungsobjekt des Kapitalismus verbleibt. In dieser Beziehung sind sich Kapital, Kirche und Staat einig und dieser „Einigkeit“ gilt es entgegen zu treten.

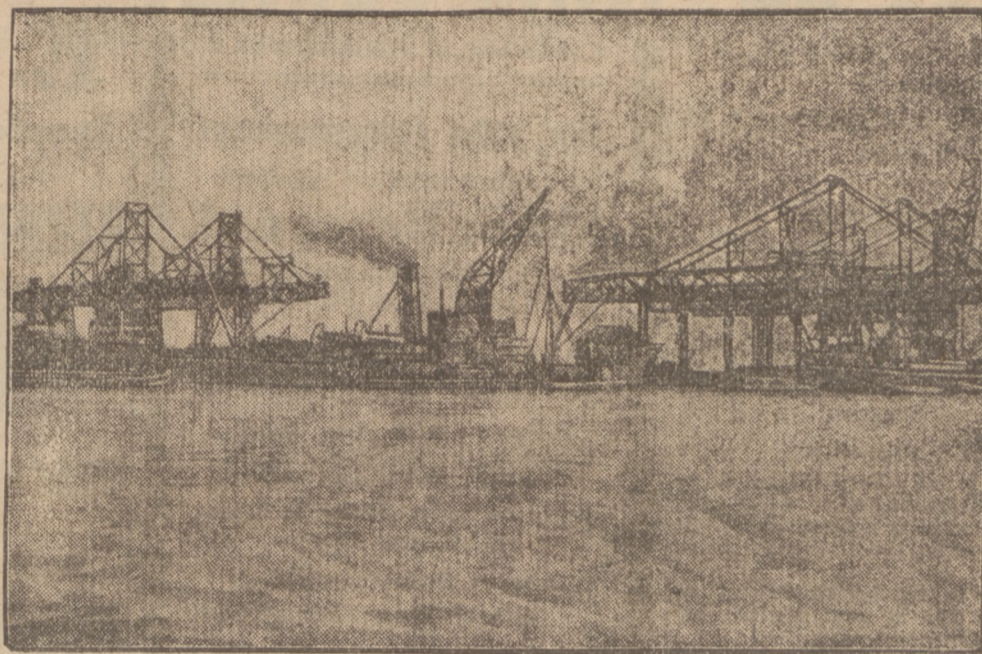
Als vor Jahrzehnten die sozialistische Lehre auch in Oberösterreich entgegen allem Wutgeheul der Pfaffen Platz gegriffen hat, da waren wir allerdings der Meinung, daß das Befreiungswort hier bessere Fortschritte machen wird. Und wir wollen ruhig anerkennen, daß die Sozialisten, die Klassenkämpfer auch heute in Oberösterreich noch sehr dünn verteilt sind, daß sie noch Jahrzehnte ringen werden, um ihren Banner zum Siege zu verhelfen. Aber heute muß sowohl der Arbeitgeber, als auch der Pfaffe selbst zugeben, daß sie mit Ideen unmöglich nach mittelalterlichem System ankämpfen können, sie müssen wohl oder übel damit rechnen, daß die Gewerkschaften und mit ihnen die sozialistischen Parteien Kulturfaktoren sind, um deren Bestand sie sich teilweise selbst kümmern müssen. Von der Einsicht gewerkschaftlicher Führung hängt oft wirtschaftliches Gedeihen ab und an diesem sind heute Staat und Gesellschaft interessiert. Freilich, die Bedeutung, die die freigewerkschaftliche Bewegung anderwärts erreicht hat, hat sie heute in Oberösterreich nicht, sie ist durch den Nationalismus und Chauvinismus ihres Einflusses beraubt worden. Aber auch für diese Arbeiterklasse muß der Tag der Auferstehung kommen.

In einem unserer Kampfeslieder heißt es: „Nicht scheuen wir den Feind, nicht die Gefahren all“ und gerade diese Thesen sollten wir uns zu eigen machen, wenn wir an die gewerkschaftliche Auferstehung der ruhenden Massen denken, die kommen muß, wenn das Los des oberösterreichischen Proleten ein besseres werden soll. Niemand kann ihn hierzu treiben, er muß schon selbst Wegbereiter seiner Auferstehung sein. Und wir wissen, daß diese Auferstehung aus dunklem Groll gerade bei den Oberösterreichern fürchtbar wirkt. Wir haben sie während des Abstimmungskampfes gesehen, während der Aufstände bemerkt, wie tief der Haß gegen den Gegner in ihnen ruht. Leicht Verpöndungen zugänglich, bald enthusiastisch und dann nachdem es nicht so geht, wie

erwartet, niedergeschlagen, verzweifelt, an sich selbst den Glauben verlierend. Das sind psychologische Merkmale des niedergehaltenen Menschen, dem man bisher nur die Phrase entgegengehalten hat, Arbeit kann dich nur retten, selbst wenn du dabei verreckst. Die falschen Propheten, die seine Führer sein wollten, benutzten ihn nicht als Objekt der Befreiung, sondern lediglich zu ihrer eigenen Vorsehung und da darf es uns nicht wundern, wenn der oberösterreichische Arbeiter zu den misstrauischsten gehört, den man sonst in irgendwelchen Industrieregionen antrifft. Er hat das Vertrauen verloren, weil er eben zu oft getäuscht worden ist. Zu seiner Ehre, des oberösterreichischen Arbeiters, wollen wir sagen, daß er mutig den Gefahren trotzt und nach mancherlei Niederlagen, doch zur Selbstbelebung kommt.

An diese Selbstbelebung gilt es zu appellieren, gilt es, sie zu erwachen, daß er wieder zu sich kommt, daran denkt, daß vor ihm Staat und Gesellschaft und selbst die Säulen des Kapitals erzitterten, als er 1918 in gewaltigen Massen seine Ansprüche meldete und forderte. Diese Zeit wird nicht so bald wiederkommen, wenn sie auch großend

ihre Ankunft ankündigt. Unsere Zeit geht mit revolutionären Stimmungen schwanger, wie die Natur, die zu neuem Leben erwacht. Aber wir sollen nicht unsere Hoffnungen auf solche Erscheinungen stützen, sondern erkennen, daß in uns selbst die Macht vorhanden ist, die zur Auferstehung führt. Nicht um Feste zu feiern, sondern um sie für kommende Feiern vorzubereiten, soll uns Östern das Symbol sein. Organisiert die Massen, zeigt ihnen den Weg, der zur Einigkeit, zur Befreiung der breiten Massen steht. Wiederholt, daß es zwischen Kapital und Arbeit keinen Ausgleich gibt, keine Harmoniebuscheln, wie sie gewissen Gewerkschaften predigen, um gelegentlich sogar mit den Kommunisten zu sympathisieren, wenn sie ihnen Werkzeug ihrer Politik sein können. Die freigewerkschaftliche Arbeiterklasse weiß, daß die Kraft in ihr ruht, daß sie ohne Zerstörungen, ohne Diktatur die Macht erobern kann, wenn die Massen ihr Gefolgenschaft leisten. An eine solche Auferstehung der Massen, durch Organisation, durch Wissenbildung und kulturellem Aufstieg, glauben wir und sie vorzubereiten, soll auch an diesem Östernfest unsere Hauptaufgabe sein. Die allschöpferische Natur ist hier Wegweiser sie hat die Menschen durch neue Wirtschaftsformen vom Sklaven der Natur zum Staatsbürger geleitet, sie kann ihm auch Auferstehung in der letzten Phase kapitalistischer Entwicklung sein, wenn er es selber will!



Der Reierwerder-Hafen in Steffin
wo die Eisenerzladung schwedischer Schiffe gelöscht wird.

Die Gewerkschaften in Ungarn

Der ungarische Gewerkschaftsrat hat eine 88 Seiten starke, trefflich ausgestattete Broschüre in deutscher Sprache herausgegeben, die interessante Einblicke in die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung dieses Landes der schwärzesten Reaktion vermittelt. Der Sekretär des ungarischen Gewerkschaftsrates, Karl Peyer, der diese Schrift redigiert hat, betont einleitend, daß die ausländischen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen über die schwierige Lage der ungarischen freien Gewerkschaften kaum informiert sind, weil fast alle ungarischen Gewerkschaftszeitungen in der Sprache des Landes erscheinen und daher im Ausland nicht verstanden werden. Schon die vorsichtige Abfassung der Broschüre zeigt jedem, der zwischen den Zeilen zu lesen vermag, unter welchem Ausnahmestand die ungarischen Gewerkschaften stehen.

In Ungarn gibt es kein gesetzliches Vereins- und Versammlungsrecht. Alle Versammlungen, selbst Werkstattdemonstrationen, müssen polizeilich gemeldet werden und können nur unter polizeilicher Aufsicht abgehalten werden. Der Vertreter der Behörde kann dem Redner nach Belieben das Wort entziehen und die Versammlung jederzeit auflösen, welche Zustände unseren alten Genossen ja auch nicht unbekannt sind. Verschiedenen Berufsgruppen, wie z. B. den öffentlichen Beamten, den Eisenbahnern und Lehrern, ist es verboten, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Die Organisationsfreiheit der Landarbeiter ist ebenfalls stark eingeschränkt. Fachblätter dürfen nur mit Zustimmung der Regierung herausgegeben werden, die diese Genehmigung, wenn es ihr beliebt, rückgängig machen kann. So sind schon vor längerer Zeit die Fachblätter der Landarbeiter und Eisenbahner verboten und bis heute noch nicht wieder freigegeben worden.

In den Satzungen der Gewerkschaften muß ausdrücklich vermerkt sein, daß Streiks verboten sind; auch dürfen für Kampfzwecke keine Beiträge erhoben und auch keine Kampfunterstützungen gezahlt werden. Die Arbeiterschaft ist deshalb gezwungen, sich sogenannte „freie Organisationen“ zu schaffen, die sie bei wirtschaftlichen Kämpfen unterstützt. Diese Kämpfe sind besonders schwer, da der Streikbruch gesetzlich gesühnt ist. Betriebsausschüsse, Arbeiterkammern oder ähnliche gesetzliche Institutionen hält die ungarische Regierung für ebenso überflüssig wie die Unterstützung der Erwerbslosen.

Kurzum, die Arbeiterschaft Ungarns muß dafür, daß sie in den bewegten politischen Zeiten nach dem Kriege nicht auf ihre erprobten Führer hörte, sondern den kommunistischen Rattenfängern folgte, schwer leiden. Die Tätigkeit der ungarischen Gewerkschaften war schon in der Vorkriegszeit infolge der schlechten Verdienste der Industriearbeiter sehr erschwert. Verdienten diese doch im Jahre 1914 nur durchschnittlich 76,3 Proz. des Existenzminimums, und im Jahre 1917 sogar nur noch 50 Proz. Nach dem Kriege war es den Gewerkschaften gelungen, die Löhne fast an das Existenzminimum heranzubringen. Den Folgen der Gegenrevolution und der Inflation ist es zuzuschreiben, daß der ungarische Industriearbeiter heute nur wieder ungefähr 61 Prozent des Existenzminimums verdient. Erfreulich ist es aber, daß die ungarische Gewerkschaftsbewegung trotz der Unterdrückungsmaßnahmen wieder an Boden gewinnt und sogar heute schon verhältnismäßig stärker ist als vor dem Kriege.

Im Ungarn der Vorkriegszeit waren bei einer Bevölkerung von rund 21 Millionen 107 486 Arbeiter und Arbeiterinnen freigewerkschaftlich organisiert. Ende 1927 waren es bereits 127 422

Gewerkschaftsmitglieder, wobei zu berücksichtigen ist, daß Ungarn über zwei Drittel seines früheren Gebietes abtreten mußte und heute nur noch knapp 8 Millionen Einwohner zählt. Wenn man dem jetzigen Mitgliederstand den Höchststand vom Jahre 1918 gegenüberstellt, der sich auf 721 437 belief, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß sich heute in den ungarischen freien Gewerkschaften die Elite der dortigen Arbeiterschaft befindet.

Es ist den so standhaften ungarischen Gewerkschaftsgenossen nur zu wünschen, daß es ihnen in nicht zu ferner Zeit vergönnt sein möge, wieder in einer politisch reinen Luft zu atmen und die Schranken ihrer um ihre Fahne zu sammeln, denen es am gleichen Befehlmut fehlt und die heute nur über das bestehende Regime die Fäuste in der Tasche ballen.

Das System der Arbeitslosenfonds in Frankreich

Bekanntlich ist in Frankreich die staatliche Arbeitslosenversicherung noch nicht eingeführt. Auch die in letzter Zeit zur Annahme gelangten Sozialgesetze beziehen sich nicht auf dieses Gebiet der Sozialfürsorge. Hingegen gibt es die sog. Arbeitslosenfonds. Die Wirksamkeit dieser Fonds, deren Gründung der Initiative der Gemeindebehörden, Departementsbehörden usw. überlassen bleibt, ist durch ein Dekret geregelt, das jedoch nur gewisse Normen aufstellt und im übrigen den die Fonds verwaltenden Behörden freie Hand läßt. Insgesamt gibt es zur Zeit in Frankreich 356 solcher Fonds, die sich aus Gemeindefonds, Departementsfonds und interkommunalen Fonds zusammensetzen. Was die Unterstützung betrifft, so leistet der Staat auf Grund des genannten Dekretes eine Subvention, bei deren Berechnung Frs. 6.— als Höchstunterstützung angenommen werden. Viele Fonds gehen jedoch über diesen Betrag hinaus. Von den 288 Fonds, die während der Arbeitslosenkrise des Jahres 1927 — zur Zeit gibt es in Frankreich nahezu keine Arbeitslosigkeit — in Funktion getreten sind, zahlten 142 Fonds eine Unterstützung aus, wie sie im Dekret als Höchstunterstützung für die Berechnung der Beitragsleistung des Staates vorgegeben ist. 80 Fonds zahlten eine höhere, 46 eine niedrigere Unterstützung aus.

Die „La voix du Peuple“, die offizielle Zeitschrift des französischen Gewerkschaftsbundes, mitteilt, hat kürzlich die Permanente Kommission des Nationalen Arbeitsrates den Wunsch ausgesprochen, daß die Zahl der Departementsfonds vergrößert wird und die Fonds, die niedrigere Unterstützungen auszahlen, als sie dem besagten Dekret zugrunde liegen, eingeladen werden, mindestens den im Dekret genannten Höchstbetrag zu bezahlen. Schon im Jahre 1927 haben auch die Landesbehörden die Präferenzen aufgefordert, den kompetenten Behörden die Gründung von Departementsfonds sowie den Städten mit mehr als 5000 Einwohnern die Einrichtung von Gemeindefonds in Erwägung zu geben. Auf diese Schritte hin sind verschiedene neue Departementsfonds gegründet worden. Ihre Zahl beträgt zur Zeit 28.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzytki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. oap., Katowice; Druck: „Vita“, naklad drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Ein Mutterherz hat aufgehört zu schlagen!

Nach langem, schweren mit Guld ertragenen Leiden verschied am Freitag, den 29. März nachm. gegen 2 Uhr, meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Großmutter und Tante

Martha Dünnebier

verwitw. Poch, geb. Nobialek
im Alter 58 1/2 Jahren.

Katowice, den 30. März 1929

Dies zeigt tiefbetrübt im Namen aller Hinterbliebenen an

Alfred Dünnebier

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 2. April nachm. 1 Uhr vom städtischen Krankenhause aus statt.

Ihr neues Kleid



ein Modell aus
Beyers
Mode-Führer
(Bd. I: Damen. Preis 1.90,
Bd. II: Kinder. Preis 1.20)
Jeder Band mit Schnittbogen
Alles zum Selbstarbeiten!
Überall zu haben!
BEYER-VERLAG / LEIPZIG

F A H R - R A D E R



GRAMOPHONE PLATTEN NÄHMASCHINEN
Orig. amerik.
SCHREIBMASCHINEN „UNDERWOOD“
MUSIKINSTRUMENTE
in reicher Auswahl
empfiehlt
»EBECO«
KATOWICE
ul. 3-go Maja 34 - Tel. 1736

KINO RIALTO

KATOWICE
Ab Sonnabend, den 30. März 1929

Die Ungarische Rhapsodie

mit
Willy Fritsch
Lil Dagover
Dita Parlo

O. K. W.

Katowice, ul. Marjacka Nr. 1
Fernsprecher 249

Królewska-Huta, ul. Bytomska 11
Fernsprecher 11

Strompreisänderung in der Wojewodschaft Schlesien.

Ab 1. April d. Js. haben die Kohlenpreise eine Erhöhung erfahren, so daß der vertraglich für die Berechnung unserer Strompreise jetzt zu Grunde zu legende mittlere Preis 26.35 Zł/t beträgt.

Unter Zugrundelegung der neuen Kohlenpreise werden bis auf weiteres berechnet:

1) für Zähleranlagen

in jedem Kalenderjahr die ersten 500 Benutzungsstunden der vom Belastungsmesser angezeigten Höchstbelastung mit 1,05 Zł je Kilowattstunde, die weitere Stromentnahme mit je 0.105 Zł je Kilowattstunde.

Die Zählerniete beträgt bei einer Belastung bis zu 1,2 Kilowatt 7.90 Zł vierteljährlich, bei höherer Belastung entsprechend mehr.

Demnach stellen sich unsere Pauschalpreise wie folgt:

2) Pauschalanlagen

Belastung in Watt	Preis je Vierteljahr	Belastung in Watt	Preis je Vierteljahr
50	9.90 Zł	230	40.30 Zł
60	11.85 „	240	41.90 „
70	13.85 „	250	43.50 „
80	15.80 „	260	45.05 „
90	17.80 „	270	46.65 „
100	19.75 „	280	48.20 „
110	21.35 „	290	49.80 „
120	22.90 „	300	51.40 „
130	24.50 „	320	54.55 „
140	26.10 „	340	57.70 „
150	27.65 „	360	60.85 „
160	29.25 „	380	64.05 „
170	30.85 „	400	67.20 „
180	32.40 „	420	70.35 „
190	34.00 „	440	73.50 „
200	35.60 „	460	76.70 „
210	37.15 „	480	79.85 „
220	38.75 „	500	83.00 „

Zuschlag zu den Pauschalpreisen für längere Benutzungsdauer von mehr als 1500 Std. bis 3000 Std.

Belastung in Watt	Preis je Vierteljahr	Belastung in Watt	Preis je Vierteljahr
20	0.80 Zł	70	2.75 Zł
30	1.20 „	80	3.15 „
40	1.60 „	90	3.55 „
50	2.00 „	100	3.95 „
60	2.35 „		

3) Spitzenzähleranlagen

Belastung in Watt	Preis je Vierteljahr	Belastung in Watt	Preis je Vierteljahr
120	23.70 Zł	275	54.35 Zł
140	27.65 „	300	59.30 „
160	31.60 „	350	69.15 „
180	35.55 „	400	79.05 „
200	39.55 „	450	88.95 „
225	44.50 „	500	98.80 „
250	49.40 „		

Katowice, im März 1929.

Oberschlesisches Kraftwerk Sp. A.G.

O. K. W.

Für den Verkauf an Unterabnehmer betragen die reinen Stromkosten im II. Vierteljahre 1929 im Mittel für je eine Lampe von

15 Watt	2.95 Zł
20	3.95 „
30	5.95 „
40	7.90 „
60	11.85 „

Kino Capitol

Katowice, ul. Plebiscytowa 3.

Unser großes Feiertagsprogramm!

Der reizend schöne und raffenhafte

Victor Varconyi

im großen Meisterwerk unter der Regie Ceciel B. de Mille:

Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib

Ein in der heißen Sandwüste Sahara abspielendes Drama.

Freunde des Kinos: Begutachtet!

Feinde des Kinos: Überzeugt Euch!

Deutsche Theatergemeinde

für Polnisch-Schlesien
Stadttheater Katowice
Telefon 1647

Sonntag, den 31. März, nachm. 3 1/2 Uhr:
Kein Vorkaufsrecht für Abonnenten!

Die Herzogin von Chicago

Operette von Kalman.

Sonntag, den 31. März, abends 7 1/2 Uhr:
Kein Vorkaufsrecht für Abonnenten!

Drei arme kleine Mädels

Operette von Walter Kollo.

Mittwoch, den 3. April, abends 8 Uhr:
Kein Vorkaufsrecht für Abonnenten!

Olympia

Lustspiel von Molnar.

Freitag, den 5. April, abends 6 1/2 Uhr:
Vorkaufsrecht für die Abonnenten!

Parsival

Oper von Richard Wagner.

Montag, den 8. April, abends 8 Uhr:
Abonnementsvorstellung u. freier Kartenverkauf!

Das Geld auf der Straße

Lustspiel von Bernauer und Osterreicher.

Freitag, den 12. April, abends 8 Uhr:
Kein Vorkaufsrecht für Abonnenten!

Friederike

Operette von Lehár.

Montag, den 15. April, abends 8 Uhr:
Abonnementsvorstellung u. freier Kartenverkauf!

Karl und Anna

Schauspiel von Leonhard Frank.

Freitag, den 19. April, abends 8 Uhr:
Moderner Komponisten-Abend
Kurt Krenek: Das geheime Königreich
Kurt Weill: Der Jar läßt sich photographieren
Paul Hindemith: Hin und zurück

Ohne Arbeit, ohne Mühe,
Hast Du schon in aller Früh
Mit „Purus“ in einem Nu
Blitze blanke reine Schuh'

„Purus“

chem. Industriewerke Kraków

E. NIFKA

Szopienice-Siemianowice
Erstes u. größtes
BEERDIGUNGS-INSTITUT



Große Auswahl in Särgen aller Art

Empfehle mein grosses Lager in

MÖBEL u. POLSTERWAREN

Deutsches Theater Königshütte

Tel. 150 Hotel Graf Reden Tel. 150

Montag, den 1. April (2. Feiertag), 4 Uhr:
Letzte Kindervorstellung!

Der Froschkönig

Märchen von Büchner. — Kleine Preise!

Montag, den 1. April (2. Feiertag), 8 Uhr:
Das Geld auf der Straße
Lustspiel von Bernauer.

Donnerstag, den 4. April, 8 Uhr:
Moderner Komponisten-Abend
Krenek: Das geheime Königreich
Weill: Der Jar läßt sich photographieren
Hindemith: Hin und zurück.

Sonntag, den 7. April, 3 1/2 Uhr:
Drei arme kleine Mädels
Operette von Kollo.

Sonntag, den 7. April, 8 Uhr:
Die Herzogin von Chicago
Operette von Kalman.

CENTRAL-HOTEL

ul. Dworcowa 11 KATOWICE Bahnhofstraße 11

Treffpunkt aller Gewerkschaftler und Genossen

ANGENEHMER FAMILIEN-AUFENTHALT
GESELLSCHAFTS- U. VERSAMMLUNGSRÄUME
VORHANDEN
GUTGEFLEGTES BIERE UND GETRÄNKE
JEDLICHER ART
VORTREFFLICHER MITTAGSTISCH
REICHE ABENDKARTE

Um gefl. Unterstützung bittet
die Wirtschaftskommission
I. A.: August Dittmer



„Vita“ Naklad Drukarski
Katowice ulica Kościuszki Nr. 29 - Telefon Nr. 2097

Wir wollen nicht überreden, sondern überzeugen. Lassen Sie Ihre Drucksachen in der Druckerei „Vita“ anfertigen u. Sie werden überzeugt sein! Saubere Ausführung! Rasche Lieferung! Billigste Preise!